



Leseprobe

Brandon Sanderson
Der Weg der Könige
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 896

Erscheinungstermin: 09. November 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Roschar ist eine sturmumtoste Welt. Einst von mächtigen Kriegern beherrscht, deren magische Schwerter über Leben und Tod entschieden, droht es nun im Chaos zu versinken. Dalinar, der Großprinz von Alethkar, ist besessen von dem Wunsch, das Geheimnis der Schwerter zu ergründen und das zerfallene Königreich zu einen. Doch der ehemals geniale Heerführer wird von nächtlichen Visionen geplagt, und der Glanz seiner früheren Heldentaten ist längst verblasst. Noch ahnt Dalinar nicht, dass auch der Sklave Kaladin und die junge Adlige Schallan Teil des großen Spiels um das Schicksal der Sturmwelt sind ...



Autor

Brandon Sanderson

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Schulzeit fantastische Geschichten. Er studierte Englische Literatur und unterrichtet Kreatives Schreiben. Mit den »Sturmlicht-Chroniken«, seinem großen Epos um das Schicksal der Welt von Roschar, erobert er regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten und begeistert auch in Deutschland viele Zehntausende Fans. Er wird bereits als der J. R. R. Tolkien des 21. Jahrhunderts gepriesen. Brandon Sanderson lebt mit seiner Familie in Provo, Utah.

Von Brandon Sanderson sind im
Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Die Seele des Königs
Der Rithmatist

DIE RÄCHER:

Steelheart
Firefight
Calamity
Mitosis

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN:

Der Weg der Könige
Der Pfad der Winde
Die Worte des Lichts
Die Stürme des Zorns
Der Ruf der Klängen
Die Splitter der Macht
Der Rhythmus des Krieges
Der Turm der Lichter

Die Tänzerin am Abgrund
Der Splitter der Dämmerung

MAGIC™: THE GATHERING

Die Kinder des Namenlosen

Für *Emily*,

*die so geduldig, so freundlich
und auch so wunderbar ist,
dass Worte es eigentlich gar nicht
beschreiben können.
Ich will es trotzdem versuchen.*

PRÄLUDIUM

Kalak umrundete einen Felsvorsprung und kam taumelnd vor dem sterbenden Körper eines Donnerbrockens zum Stillstand. Die gewaltige steinerne Bestie lag auf der Seite, die rippenähnlichen Ausbuchtungen in der Brust waren gebrochen und gesplittert. Das Ungeheuer erinnerte entfernt an ein Skelett und hatte unnatürlich lange Glieder, die aus den granitenen Schultern sprossen. Die Augen leuchteten als tiefrote Flecken aus dem speerspitzenartigen Gesicht, sodass es aussah, als brenne ein Feuer tief im Innern des Steins. Doch allmählich verblassten sie.

Auch noch nach all den Jahrhunderten erzitterte Kalak unwillkürlich, wenn er einen Donnerbrocken sah. Die Klaue des Untiers war genauso lang wie Kalak selbst. Von solchen Klauen war er früher schon getötet worden, und es war keinesfalls angenehm gewesen.

Selbstverständlich war der Tod nur selten angenehm.

Er schritt um die Kreatur herum und nahm vorsichtig seinen Weg über das Schlachtfeld. Die Ebene war von missgestalteten Felsen übersät, natürliche Steinsäulen ragten überall um ihn herum auf, und unzählige Leichen lagen auf dem Boden. Nur wenige Pflanzen gediehen hier.

Die Steinklippen und Hügel trugen zahlreiche Wunden. Einige waren zerschmettert und wiesen tiefe Löcher auf; dort hatten die Wogenbinder gekämpft. Seltener kam er an merkwürdig geformten schartigen Höhlungen vorbei. Dort hatten sich Donnerbrocken aus dem Stein befreit, um sich in den Kampf zu stürzen.

Viele der Leichen um ihn herum waren menschlich, einige hingegen nicht. Blut mischte sich. Rot. Orange. Violett. Obwohl sich keiner der Körper regte, hing ein undeutlicher Nebel aus Lauten in der Luft: Schmerzesstöhnen, Kummerschreie. Es klang nicht nach einem Sieg. Rauch wogte von gelegentlichen Vegetationsflecken oder von Haufen brennender Leichname empor. Sogar einige Felsen schwelten. Die Staubbringer hatten ihre Arbeit gut gemacht.

Aber ich habe überlebt, dachte Kalak und hielt sich die Hand gegen die Brust, als er auf den Treffpunkt zulief. *Diesmal habe ich wirklich überlebt*.

Das war gefährlich. Wenn er nämlich starb, würde er zurückgeschickt werden; es blieb ihm keine Wahl. Doch auch wenn er die Wüstwerdung überlebte, musste er zurückkehren. Zurück an den Ort, den er so fürchtete. Zurück an den Ort des Schmerzes und des Feuers. Was wäre, wenn er einfach beschloss, nicht zu gehen?

Gefährliche Gedanken, vielleicht sogar verräterische Gedanken. Er hastete voran.

Der Ort des Treffens lag im Schatten einer großen Felsformation: ein in den Himmel ragender Steinhelm. Wie immer hatten die Zehn diesen Ort schon vor der Schlacht bestimmt. Die Überlebenden würden sich hierher begeben. Seltsamerweise wartete nur einer der anderen auf ihn. Es war Jezrien. Waren die übrigen acht denn allesamt gestorben? Das war schon möglich. Die Schlacht war diesmal so wild gewesen – eine der schlimmsten, die er je erlebt hatte. Der Feind wurde immer hartnäckiger.

Aber nein. Kalak runzelte die Stirn, als er an den Fuß des steinernen Helms trat. Sieben großartige Schwerter standen hier voller Stolz, waren mit der Spitze in den Boden gerammt worden. Jedes stellte ein Meisterwerk aus fließenden Formen dar, mit hineingetriebenen Glyphen und Mustern. Er erkannte jedes einzelne. Wenn ihre Herren gestorben wären, dann wären die Schwerter allerdings verschwunden.

Diese Klingen waren Waffen, deren Macht sogar die der Splitterschwerter noch übertraf. Sie waren einmalig. Kostbar. Jezrien stand außerhalb des Schwertkreises und blickte nach Osten.

»Jezrien?«

Die Gestalt in Weiß und Blau warf ihm einen Blick zu. Selbst nach all den Jahrhunderten wirkte Jezrien noch immer wie ein junger Mann, der kaum sein dreißigstes Jahr erreicht hatte. Sein kurzer schwarzer Bart war sauber geschnitten, aber die einst so kostbare Kleidung war nun angesengt und blutbespritzt. Er verschränkte die Arme hinter dem Rücken und wandte sich Kalak zu.

»Was ist los, Jezrien?«, fragte Kalak. »Wo sind die anderen?«

»Fort.« Jezriens Stimme klang ruhig, tief und majestätisch. Obwohl er seit Jahrhunderten keine Krone mehr getragen hatte, war sein königliches Betragen doch geblieben. Er schien immer ganz genau zu wissen, was zu tun war. »Man könnte es ein Wunder nennen. Diesmal ist nur einer von uns gestorben.«

»Talenel«, sagte Kalak. Sein Schwert fehlte.

»Ja. Er ist gefallen, während er die Passage beim nördlichen Wasserweg verteidigte.«

Kalak nickte. Taln hatte die Angewohnheit, sich offensichtlich hoffnungslose Schlachten auszusuchen und diese dann doch zu gewinnen. Außerdem pflegte er in diesen Schlachten zu sterben. Er war jetzt an jenem Ort, zu dem sie zwischen den Wüstwerdungen gingen. Es war der Ort der Nachtmahre.

Kalak stellte fest, dass er zitterte. Seit wann war er bloß so schwach? »Jezrien, ich kann diesmal nicht zurückkehren.« Kalak flüsterte die Worte, trat dabei an den anderen Mann heran und packte ihn am Arm. »Ich *kann nicht*.«

Kalak spürte, wie bei diesem Eingeständnis etwas in ihm zerbrach. Wie lange dauerte es schon? Es waren doch Jahrhunderte, vielleicht sogar Jahrtausende der Tortur. Es fiel so

schwer, den Überblick nicht zu verlieren. Diese Haken, die sich jeden Tag aufs Neue ins Fleisch bohrten. Diese Feuer, die ihm das Fleisch von den Armen sengten, das Fett darunter verbrannten und sich bis in den Knochen fraßen. Er konnte es riechen. Allmächtiger, er konnte es tatsächlich *riechen*!

»Lass dein Schwert hier«, sagte Jezrien.

»Wie bitte?«

Jezrien deutete mit dem Kopf auf den Schwertkreis. »Ich wurde auserwählt, auf dich zu warten. Wir waren uns nicht sicher, ob du überlebt hast. Und dann ... wurde eine Entscheidung gefällt. Es ist an der Zeit, dass der Eidpakt beendet wird.«

Kalak verspürte einen scharfen Stich des Grauens. »Was soll das nützen?«

»Ischar glaubt, dass es genügt, wenn nur noch einer von uns an den Eidpakt gebunden ist. Vielleicht gelingt es uns ja, den Kreislauf der Wüstwerdungen zu durchbrechen.«

Kalak sah in die Augen des unsterblichen Königs. Schwarzer Rauch erhob sich aus einem kleinen Fleck links von ihnen. Hinter ihnen drang das Ächzen der Sterbenden herbei. In Jezriens Augen entdeckte Kalak Qual und Kummer. Vielleicht sogar Feigheit. Dieser Mann hing geradezu am seidenen Faden von einer Klippe.

Allmächtiger im Himmel, dachte Kalak. *Du bist doch auch am Ende, nicht wahr?* Das waren sie alle.

Kalak drehte sich um und ging zu der Seite, wo ein niedriger Felsvorsprung einen Teil des Schlachtfeldes überblicken ließ.

Es waren so viele Leichen, und zwischen ihnen taumelten die Lebenden umher. Viele Männer trugen primitive Umhänge und hielten Speere mit Bronzespitzen in den Händen. Im Gegensatz zu ihnen steckten andere in schimmernden Rüstungen. Eine kleine Gruppe ging vorbei: Vier Männer in zerrissenen, gegerbten Tierhäuten und minderwertigem Leder gesellten sich zu einer mächtigen Gestalt in einer wunder-

schönen und erstaunlich kunstvollen Silberrüstung. Was für ein Gegensatz!

Jezrien trat neben ihn.

»Sie betrachten uns als Gottheiten«, flüsterte Kalak. »Sie verlassen sich auf uns, Jezrien. Wir sind alles, was sie haben.«

»Sie haben die Strahlenden. Das muss doch genügen.«

Kalak schüttelte den Kopf. »Dem wird er nicht unterworfen bleiben. Der Feind. Er wird einen Weg finden. Das weißt du auch.«

»Vielleicht.« Der König der Herolde gab keine weitere Erklärung von sich.

»Und Taln?«, fragte Kalak. *Das brennende Fleisch. Die Feuer. Die Schmerzen, wieder und wieder und wieder ...*

»Es ist besser, dass nur ein Mann leidet – statt zehn«, flüsterte Jezrien. Er wirkte so kalt. Wie ein Schatten, geboren aus Hitze und Licht, der auf einen ehrenwerten und aufrichtigen Mann fiel und dieses schwarze Trugbild hinterließ. Jezrien ging zum Schwerterkreis zurück. Seine eigene Klinge bildete sich zwischen seinen Händen, erschien aus dem Nebel und war noch feucht, als sie sich gefestigt hatte. »Es ist entschieden, Kalak. Wir müssen unseren Weg gehen und werden nicht nach den anderen suchen. Unsere Klingen müssen hier zurückbleiben. Der Eidpakt endet jetzt.« Er hob sein Schwert und ramnte es neben den anderen sieben in den Stein.

Jezrien zögerte, blickte das Schwert an, neigte den Kopf und wandte sich ab, als wäre er beschämt. »Wir haben diese Bürde freiwillig auf uns genommen. Wir können sie auch wieder abwerfen, wenn wir dies wollen.«

»Was sagen wir aber den Menschen, Jezrien?«, fragte Kalak. »Was werden sie über diesen Tag verkünden?«

»Das ist einfach«, erwiderte Jezrien, während er fortging. »Wir sagen ihnen, dass sie endlich gewonnen haben. Das ist nur eine kleine Lüge. Und wer weiß, vielleicht stellt sie sich am Ende als die Wahrheit heraus.«

Kalak beobachtete, wie Jezrien durch die versengte Landschaft schritt. Endlich rief er seine eigene Klinge herbei und stieß sie neben den anderen acht in den Stein. Er drehte sich um und schlug eine Richtung ein, die derjenigen Jezriens entgegengesetzt war.

Unwillkürlich musste er einen Blick zurück auf den Kreis der Schwerter werfen – und dann auf die einzige offene Stelle darin. Auf jene Stelle, an der sich das zehnte Schwert hätte befinden sollen.

Einer von ihnen war verloren. Einen hatten sie aufgegeben.

Verzeih uns, dachte Kalak und ging weiter.

wären sie tot, zumindest bis ihre Freunde sie aus der Festhalle zu den Betten schleppten, die auf sie warteten.

Szeth bewegte sich nicht im Rhythmus der Trommeln, trank nicht von dem saphirnen Wein und tanzte auch nicht. Er saß auf einer Bank im hinteren Teil des Raumes, ein stiller Diener in weißer Robe. Nur wenige von jenen, die die Vertragsunterzeichnung feierten, bemerkten ihn überhaupt. Er war nichts als ein Diener aus Schien und wurde leicht übersehen. Die meisten hier im Osten hielten Szeths Art für gelehrig und harmlos. Grundsätzlich hatten sie damit auch Recht.

Die Trommler spielten einen neuen Rhythmus. Die Schläge durchfuhren Szeth wie ein Quartett pochender Herzen, die Wogen aus unsichtbarem Blut durch den Raum pumpften. Szeths Meister – die von den Angehörigen zivilisierterer Königreiche als Wilde abgetan wurden – saßen an ihren eigenen Tischen. Es waren Männer mit schwarzer Haut, die von roten Striemen geädert war. Sie hießen Parschendi – Vettern der gelehrigeren Dienervölker, die aber fast überall auf der Welt als Parscher bekannt waren. Bei ihnen handelte es sich um eine Kuriosität. Sie nannten sich nicht selbst Parschendi: Das war der Alethi-Name für sie. Grob übersetzt bedeutete er *Parscher, die denken können*. Niemand schien dies als Beleidigung aufzufassen.

Die Parschendi hatten die Musikanten mitgebracht. Zuerst waren die Alethi-Hellaugen noch zögerlich gewesen. Für sie waren Trommeln die primitiven Instrumente des einfachen dunkeläugigen Volkes. Doch der Wein war der große Ersticker sowohl aller Tradition als auch allen Anstands, und nun tanzten die Alethi mit ungehemmter Hingabe.

Szeth stand auf und bahnte sich einen Weg durch den Raum. Das Gelage dauerte schon sehr lange; sogar der König hatte sich bereits vor Stunden zurückgezogen. Aber viele feierten noch immer. Auf seinem Weg war Szeth gezwungen, um Dalinar Kholin – den Bruder des Königs – herumzugehen, der

betrunken an einem kleinen Tisch zusammengebrochen war. Der alternde, aber noch immer kräftige Mann winkte all jene weg, die ihn ermuntern wollten, zu Bett zu gehen. Wo aber war denn Jasnah, die Tochter des Königs? Elhokar, der Sohn und Erbe des Königs, saß am Hochtisch und leitete das Fest in der Abwesenheit seines Vaters. Er befand sich im Gespräch mit zwei Männern, einem dunkelhäutigen Azisch-Mann, der einen merkwürdig hellen Hautfleck auf der Wange hatte, und einem Mann, der wie ein Alethi aussah und andauernd einen Blick über die Schulter warf.

Die Zechgesellen des Erben waren unbedeutend. Von ihm selbst hielt sich Szeth weit entfernt, schritt an den Seiten des Raums entlang und kam an den Trommlern vorbei. Musiksprengsel zischten durch die Luft um sie herum; die winzigen Geister nahmen die Gestalt wirbelnder, durchscheinender Bänder an. Als Szeth die Trommler passierte, bemerkten sie ihn. Gewiss würden sie sich bald zurückziehen, zusammen mit den übrigen Parschendi.

Sie schienen nicht beleidigt zu sein, machten auch keinen wütenden Eindruck. Aber sie würden schon bald den Vertrag brechen, den sie erst vor wenigen Stunden abgeschlossen hatten. Das ergab zwar keinen Sinn, doch Szeth stellte keine Fragen.

Am Rande des Raumes schritt er an Reihen von stetig brennenden azurfarbenen Lichtern vorbei, die sich dort ausstülpten, wo Wand und Boden zusammentrafen. Sie enthielten Saphire, die mit Sturmlicht aufgeladen waren. Weltlich, gotteslästerlich. Wie konnten die Menschen dieser Länder etwas so Heiliges zur bloßen Beleuchtung benutzen? Schlimmer noch, es hieß, dass die Alethi-Gelehrten kurz davor standen, neue Splitterklingen zu erschaffen. Szeth hoffte, dass dies nur Prahlerei war. Denn wenn *das* geschah, dann würde sich die ganze Welt verändern. Vermutlich würde es damit enden, dass die Menschen in allen Ländern - vom fernen

Thaylenah bis zum hoch gelegenen Jah Keved – mit ihren Kindern Alethisch sprachen.

Diese Alethi waren ein großes Volk. Sogar wenn sie betrunken waren, hatten sie noch etwas Edles an sich. Die Männer waren groß, wohlgestaltet und trugen dunkle Seidenmäntel, die in Brusthöhe an den Seiten geknöpft und reich mit Silber und Gold bestickt waren. Jeder Einzelne sah wie ein General im Felde aus.

Die Frauen wirkten noch großartiger. Sie trugen zwar üppige, aber eng anliegende Seidenkleider, deren helle Farben einen starken Kontrast zu den dunklen Tönen darstellten, die von den Männern bevorzugt wurden. Der linke Ärmel eines jeden Kleides war länger als der rechte und bedeckte die Hand. Die Alethi besaßen einen seltsamen Sinn für Anstand.

Die Frauen trugen ihre tiefschwarzen Haare hochgesteckt; sie waren entweder kunstvoll geflochten oder glatt getürmt. Oft waren sie mit Goldbändern oder anderem Schmuck durchwoben oder mit Edelsteinen geschmückt, die vor Sturmlicht glühten. Wundervoll. Zwar gotteslästerlich, aber wundervoll.

Szeth ließ den Festsaal hinter sich. Kurz darauf kam er an der Tür zum Bettlerfest vorbei. Es war eine Alethi-Tradition, einigen der ärmsten Männer und Frauen ein Fest auszurichten, das dem des Königs und seiner Gäste entsprach. Ein Mann mit einem langen grauschwarzen Bart brach im Eingang zusammen und grinste närrisch – ob vor Trunkenheit oder vor Geistesschwäche, das konnte Szeth nicht sagen.

»Hast du mich gesehn?«, fragte der Mann mit schleppender Zunge. Er lachte, redete Unsinn und griff nach einem Weinschlauch. Offensichtlich war er bloß betrunken. Szeth drückte sich an ihm vorbei und ging an einer Reihe von Statuen entlang, die die zehn Herolde aus der alten Vorin-Theologie darstellten: Jezerezeh, Ischi, Kelek und Talenelat. Er zählte sie und stellte fest, dass es nur neun waren. Offenbar fehlte eine.

Warum war Schalasschs Statue entfernt worden? Es hieß, dass König Gavilar sehr große Stücke auf seine Vorin-Frömmigkeit hielt. Nach der Meinung mancher war er sogar *zu fromm*.

Hier bog der Gang nach rechts ab und führte am Rand des überwölbten Palastes vorbei. Er befand sich im zweiten Stock, in dem die Gemächer des Königs lagen. Wände, Decke und Boden bestanden aus Stein. Das war götterlästerlich. Über Stein durfte niemand gehen. Aber was sollte Szeth tun? Er war ein Unwahrer. Er tat das, was seine Meister von ihm verlangten.

Heute bedeutete dies, dass er Weiß tragen musste: eine lockere weiße Hose, die im Bund mit einer Kordel gehalten wurde, und darüber ein dünnes Hemd mit langen Ärmeln, das über der Brust offen war. Es war Tradition bei den Parschendi, dass Mörder in Weiß gekleidet waren. Weiß, damit man gewarnt war.

Denn wenn ein Mann ermordet werden sollte, dann hatte er das Recht, seinen Mörder kommen zu sehen.

Szeth wandte sich nach rechts und nahm den Korridor, der unmittelbar zu den Privatgemächern des Königs führte. Fackeln brannten an den Wänden. Ihr Licht war ebenso unbefriedigend für ihn wie eine dünne Brühe nach langem Fasten. Winzige Flammensprengsel umtanzten sie wie Insekten, die ausschließlich aus geronnenem Licht bestanden. Die Fackeln waren nutzlos. Er griff in seinen Beutel und nach den Kugeln, die dieser enthielt, doch er zögerte, als er weitere blaue Lichter in der Ferne vor sich sah. Es waren zwei Sturmlichtlampen, die an der Wand hingen und in deren Herzen strahlende Saphire leuchteten. Szeth ging an eine dieser Lampen heran, streckte die Hand aus und schloss sie um das Juwel, auch wenn es in Glas eingeschlossen war.

»Du da!«, rief eine Stimme auf Alethi. Vor einer Abzweigung standen zwei Wächter. Die Wache war verdoppelt worden, denn heute Nacht befanden sich Wilde in Kholinar. Zwar wur-

den diese Wilden nun als Verbündete betrachtet, aber Bündnisse konnten sehr zerbrechlich sein.

Dieses hier würde keine Stunde mehr halten.

Szeth beobachtete, wie die beiden Wächter näher kamen. Sie hatten Speere dabei. Es waren keine Hellaugen, daher durften sie keine Schwerter tragen. Ihre roten Brustpanzer waren jedoch genauso üppig verziert wie ihre Helme. Sie mochten zwar Dunkelaugen sein, doch gehörten sie zu den hochgestellten Bürgern, die Ehrenpositionen in der königlichen Wache bekleideten.

Der erste Wächter blieb wenige Schritte vor Szeth stehen und deutete mit seinem Speer auf ihn. »Geh weiter. Dies hier ist kein Ort für dich.« Er hatte die gebräunte Haut der Alethi und einen dünnen Bart, der um den Mund herumlief und am unteren Ende dichter wurde.

Szeth bewegte sich nicht.

»Also«, meinte der Wächter, »worauf wartest du noch?«

Szeth holte tief Luft und sog das Sturmlicht in sich hinein. Es strömte in ihn ein, sickerte aus den beiden Saphirlampen an den Wänden und sammelte sich in ihm, als hätte er es eingeatmet. Das Sturmlicht tobte in seinem Inneren, und plötzlich wurde es im Korridor dunkler. Nun lag er im Schatten wie ein Hügelkamm, der plötzlich durch eine vorüberziehende Wolke vom Sonnenlicht abgeschnitten wurde.

Szeth spürte die Wärme des Lichts und seine Wildheit wie einen Sturm, der ihm unmittelbar in die Adern gespritzt worden war. Das Gefühl der Macht wirkte belebend, schien ihm aber auch gefährlich. Es trieb ihn zur Tat. Zur Bewegung. Zum Zuschlagen.

Er hielt den Atem an und klammerte sich an das Sturmlicht. Schon spürte er, wie es wieder aus ihm sickerte. Sturmlicht konnte nur für kurze Zeit – höchstens für wenige Minuten – festgehalten werden. Dann strömte es wieder aus, denn der menschliche Körper war zu porös dafür. Szeth hatte ge-

hört, dass die Bringer der Leere es vollkommen in sich halten konnten. Doch gab es sie überhaupt? Seine Bestrafung sprach dafür, dass dem nicht so war. Seine Ehre hingegen verlangte jedoch, dass sie existierten.

Brennend vor heiliger Energie wandte sich Szeth den Wächtern zu. Sie sahen, dass Sturmlicht aus ihm austrat; Fetzen davon dampften wie durchscheinender Rauch aus seiner Haut. Der vordere Wächter blinzelte und runzelte die Stirn. Szeth war sich sicher, dass der Mann so etwas noch nie zuvor beobachtet hatte. Szeth hatte bisher noch jeden Steinwandler getötet, der gesehen hatte, wozu er fähig war.

»Was ... was bist du?« Die Stimme des Wächters hatte ihre Sicherheit verloren. »Geist oder Mensch?«

»Was bin ich?«, flüsterte Szeth. Ein wenig Licht drang zwischen seinen Lippen hervor, während er an dem Mann vorbei- und den langen Korridor hinunterblickte. »Es tut mir ... leid.«

Szeth blinzelte und peitschte sich zu einem Punkt am fernen Ende des Korridors. Das Sturmlicht schoss in einem Blitz aus ihm hervor, kühlte seine Haut, und dann zog ihn der Boden nicht mehr an. Stattdessen wurde er nun zu dem fernen Punkt gezogen – für ihn war es so, als wäre diese Richtung plötzlich das Unten geworden.

Dies war das Einfache Peitschen, die erste der drei Arten des Peitschens. Es verlieh ihm die Fähigkeit, jene Kraft zu verändern, die die Menschen am Boden hielt, ob sie nun von Sprengseln oder von Gott herrührte. Durch dieses Peitschen kam er in die Lage, Menschen oder Gegenstände an unterschiedliche Oberflächen zu binden oder in unterschiedliche Richtungen zu zwingen.

Aus Szeths Blickwinkel war der Korridor nun ein tiefer Schacht, den er hinunterfiel, und die beiden Wächter standen auf einer der Schachtwände. Sie waren entsetzt, als Szeths Füße sie im Gesicht trafen und umwarfen. Szeth veränderte seinen Blickwinkel und peitschte sich zu Boden. Das Licht leckte aus ihm

hervor. Der Boden des Korridors wurde wieder zum Unten, und er landete zwischen den beiden Wächtern. Seine Kleidung knisterte, Eiskristalle fielen aus ihr heraus. Er erhob sich und machte sich daran, seine Splitterklinge zu rufen.

Einer der Wächter tastete nach seinem Speer. Szeth senkte die Hand und berührte den Soldaten an der Schulter, während er den Blick nach oben gerichtet hielt. Er konzentrierte sich auf einen Punkt, der sich über ihm befand, während er das Licht aus seinem Körper und in den Wächter zwang und den armen Mann dann gegen die Decke peitschte.

Der Wächter schrie entsetzt auf, als das Oben für ihn zum Unten wurde. Licht floss aus seinem Körper, er prallte gegen die Decke und ließ seinen Speer fallen. Er wurde aber nicht gegen die Decke gepeitscht, sondern fiel neben Szeth auf den Boden.

Töten. Das war die größte aller Sünden. Und dennoch war Szeth hier der Unwahre und ging gotteslästerlich über Steine, die zum Bauen benutzt worden waren. Und es würde damit nicht enden. Als Unwahrer war es ihm nur verboten, ein bestimmtes Leben zu nehmen.

Und das war sein eigenes.

Beim zehnten Schlag seines Herzens fiel die Splitterklinge in seine wartende Hand. Sie formte sich, als bestünde sie aus zusammengezogenem Nebel. Wasser perlte an dem Metall entlang. Seine Splitterklinge war lang, dünn, zweischneidig und kleiner als die meisten anderen. Szeth schwang sie, zog eine Linie in den Steinboden und schnitt durch den Hals des zweiten Wächters.

Wie immer tötete die Splitterklinge auf eigentümliche Weise. Obwohl sie mit Leichtigkeit durch Stein, Stahl oder andere unbelebte Materialien fuhr, wurde das Metall durchlässig, wenn es lebendige Haut berührte. Sie schnitt durch den Hals des Wächters, ohne eine Spur zu hinterlassen. Doch sobald sie wieder ausgetreten war, rauchten und brannten die Augen des Mannes. Sie wurden schwarz, schrumpften im Kopf - und

tot fiel er nach vorn. Eine Splitterklinge zerschnitt nicht das lebendige Fleisch, sondern die Verbindung zwischen Körper und Seele.

Oben keuchte der erste Wächter. Es war ihm gelungen, auf die Beine zu kommen, und nun stand er auf der Decke des Korridors. »Ein Splitterträger!«, rief er. »Ein Splitterträger greift die Halle des Königs an! Zu den Waffen!«

Endlich, dachte Szeth. Sein Gebrauch des Sturmlichts war den Wächtern unvertraut, aber eine Splitterklinge erkannten sie, wenn sie sie sahen.

Szeth bückte sich und hob den Speer auf, der von der Decke herabgefallen war. Dabei stieß er den Atem aus, den er angehalten hatte, seit er das Sturmlicht in sich eingesaugt hatte. Es hatte ihm Kraft verliehen, aber die beiden Lampen hatten nicht viel davon enthalten, und er würde bald wieder atmen müssen. Das Licht strömte nun schneller aus ihm.

Szeth stellte den Speer mit dem unteren Ende auf den Boden und schaute hoch. Der Wächter schrie nicht mehr und riss die Augen weit auf, als die Schöße seines Hemdes allmählich nach unten glitten und der Boden unter ihm wieder seine gewohnte Anziehungskraft ausübte. Das Licht, das aus seinem Körper floss, verdämmerte.

Er blickte auf Szeth hinunter. Und hinunter auf die Speerspitze, die unmittelbar auf sein Herz zeigte. Violette Angstsprengsel krochen aus der Steindecke um ihn herum.

Das Licht versickerte. Der Wächter fiel.

Er brüllte auf, als der Speer seine Brust pflahlte. Szeth ließ ihn los, und so fiel er mit einem dumpfen Laut zu Boden, während der Körper am einen Ende noch zuckte. Mit der Splitterklinge in der Hand lief er einen Seitenkorridor entlang und folgte dabei der Karte, die er sich eingepägt hatte. Er schoss um eine Ecke und drückte sich flach gegen die Wand, als ein Trupp von Wachmännern die beiden Toten entdeckte. Sofort schlugen die Neuankömmlinge Alarm.

Seine Anweisungen waren klar und deutlich. Töte den König und Sorge dafür, dass du dabei gesehen wirst. Die Alethi sollten wissen, dass er unterwegs war und was er vorhatte. Warum? Warum hatten die Parschendi in diesen Vertrag eingewilligt, um noch in derselben Nacht einen Mörder loszuschicken?

Weitere Edelsteine glühten an den Wänden des Ganges. König Gavilar schätzte die Zurschaustellung seines Reichtums, aber er konnte nicht wissen, dass er Szeth damit die Kraft des Peitschens verlieh. Die Dinge, die Szeth tat, waren seit Jahrtausenden nicht mehr beobachtet worden. Aus jenen Zeiten gab es keine genauen Überlieferungen, und die Legenden waren schrecklich falsch.

Szeth spähte in den Korridor. Einer der Wächter an der Kreuzung sah ihn, deutete auf ihn und schrie etwas. Szeth sorgte dafür, dass sie ihn deutlich wahrnahmen, dann schoss er davon. Er holte tief Luft und saugte das Sturmlicht aus den Lampen in sich hinein. Sein Körper wurde lebendiger, und er lief noch schneller; seine Muskeln barsten beinahe vor Energie. Das Licht wurde in ihm zu einem Sturm; das Blut donnerte in seinen Ohren. Es war schrecklich und wundervoll zugleich.

Szeth rannte an zwei Korridoren vorbei und dann in einen seitlich abzweigenden hinein. Er warf die Tür zu einem Vorratsraum auf, zögerte einen Augenblick – gerade so lange, dass der erste Wächter um die Ecke biegen und ihn erkennen konnte. Dann hastete er in den Raum. Er bereitete sich auf ein Volles Peitschen vor, hob den Arm und gebot dem Sturmlicht, sich zu sammeln. Seine Haut brach in ein grelles Leuchten aus. Dann streckte er die Hand zum Türrahmen hin und schleuderte ein weißes Glänzen darauf, das ihn wie Farbe überzog. Er schlug die Tür zu, gerade als ihn die Wächter erreicht hatten.

Das Sturmlicht hielt die Tür in den Angeln, als würden hundert Arme sie sichern. Ein Volles Peitschen band Gegenstände zusammen und hielt sie an Ort und Stelle, bis das Sturmlicht versickerte. Es war schwerer zu erschaffen – und

erschöpfte das vorhandene Sturmlicht schneller – als das Einfache Peitschen. Die Türklinke erzitterte, und dann splitterte das Holz, als sich die Wachen mit ihrem ganzen Gewicht darauf warfen. Ein Mann rief nach einer Axt.

Szeth durchquerte den Raum mit schnellen Schritten und umrundete die verhüllten Möbelstücke, die hier eingelagert waren. Die Hüllen bestanden aus rotem Stoff und die Möbel aus dunklen, teuren Hölzern. Er erreichte die gegenüberliegende Wand, bereitete sich auf eine weitere Blasphemie vor, hob seine Splitterklinge und schlitze geradewegs durch den dunkelgrauen Stein. Die Mauer war einfach zu durchdringen: eine Splitterklinge zerschnitt jeden unbelebten Gegenstand. Es folgten zwei senkrechte Schnitte, dann ein waagerechter knapp über dem Boden, und ein großes viereckiges Stück war ausgestanzt. Szeth drückte mit der Hand dagegen und zwang das Sturmlicht in den Stein.

Hinter ihm gab die Tür allmählich nach. Er warf einen Blick über die Schulter, konzentrierte sich auf die erzitternde Tür und bereitete sich darauf vor, den Block in ihre Richtung zu peitschen. Eis kristallisierte sich auf seiner Kleidung. Das Peitschen eines so großen Gegenstandes erforderte eine ganze Menge Sturmlicht. Der Aufruhr in ihm legte sich wie ein Unwetter, das zu einem leichten Nieselregen wird.

Er trat zur Seite. Der große Steinblock erzitterte und glitt in den Raum hinein. Normalerweise wäre es unmöglich gewesen, den Block zu bewegen. Sein eigenes Gewicht hätte ihn am Boden gehalten. Doch nun war es gerade dieses Eigengewicht, das ihn aus der Wand löste, denn die Tür des Zimmers war jetzt das Unten. Mit einem tiefen, mahlenden Geräusch glitt der Block aus der Wand, schoss durch die Luft und zerschmetterte dabei zahlreiche Möbel.

Schließlich gelang es den Soldaten, die Tür aufzubrechen. Sie taumelten gerade in den Raum hinein, als der gewaltige Block gegen sie schmetterte.

Szeth drehte den schrecklichen Schreien, dem Splittern von Holz und dem Brechen von Knochen den Rücken zu. Er duckte sich, trat durch das neu geschaffene Loch und betrat den dahinter liegenden Gang.

Szeth ging ihn langsam hinunter, zog das Sturmlicht aus den Lampen, an denen er vorbeikam und entfachte erneut den Aufruhr in sich. Die Lampen leuchteten schwächer, in dem Korridor wurde es dunkler. Eine mächtige hölzerne Tür befand sich an seinem Ende, und als sich Szeth ihr näherte, lösten sich kleine Angstsprensel – geformt wie Klümpchen purpurfarbenen Klebstoffs – aus den Steinen und huschten auf die Tür zu. Sie wurden von dem Schrecken angezogen, den man auf der anderen Seite empfand.

Szeth drückte die Tür auf und betrat den letzten Gang, der zu den Gemächern des Königs führte. Große rote Keramikvasen säumten diesen Gang, und zwischen ihnen standen nervöse Soldaten, die einen langen, schmalen Teppich flankierten. Auch er war rot: wie ein Fluss aus Blut.

Die Speerträger ganz vorn warteten gar nicht erst darauf, dass er ihnen nahe kam. Sie rannten auf ihn zu und senkten ihre kurzen Wurfspeere. Szeth streckte die Hand zur Seite aus, schoss Sturmlicht in den Türrahmen und setzte die dritte und letzte Art des Peitschens ein: das Umgekehrte Peitschen. Es funktionierte völlig anders als die beiden übrigen, da es nicht dazu führte, dass der Türrahmen Sturmlicht ausstrahlte, sondern alles Licht in der Nähe einzusaugen schien und den Dingen so einen seltsamen Halbschatten verlieh.

Die Wächter warfen ihre Speere. Szeth stand still da und hielt die Hand auf dem Türrahmen. Ein Umgekehrtes Peitschen erforderte zwar ununterbrochene Berührung, kostete aber vergleichsweise wenig Sturmlicht. Alles, was sich ihm in dieser Phase näherte – vor allem leichtere Gegenstände –, wurde von dem Gegenstand, den er berührte, sofort angezogen.

Die Speere drehten sich in der Luft, schossen an ihm vorbei und bohrten sich in den Holzrahmen. Als Szeth ihren Aufprall spürte, sprang er in die Luft und peitschte sich auf die rechte Wand zu. Seine Füße trafen mit einem dumpfen Laut auf sie.

Sofort richtete er seine Perspektive neu aus. Aus seinem Blickwinkel standen nicht er, sondern die Soldaten auf der Wand, und der blutrote Teppich floss wie ein langer Gobelin zwischen ihnen hindurch. Szeth schoss den Korridor entlang, schlug mit seiner Splitterklinge zu und durchtrennte die Hälse von zwei Männern, die ihre Speere auf ihn geworfen hatten. Ihre Augen brannten noch, dann brachen sie zusammen.

Die anderen Wächter im Gang wurden von Panik gepackt. Einige versuchten ihn anzugreifen, andere riefen um Hilfe, wieder andere wichen vor ihm zurück. Die Angreifer hatten Schwierigkeiten; sie waren verwirrt, weil sie gegen jemanden kämpfen mussten, der an der Wand hing. Szeth schlug einige nieder, sprang in die Luft, machte eine Rolle und peitschte sich auf den Boden zurück.

Er kam mitten unter den Soldaten auf. Zwar war er völlig umzingelt, aber er hielt eine Splitterklinge in der Hand.

Der Legende zufolge waren die Splitterklingen vor unzähligen Jahrhunderten zuerst von den Strahlenden Rittern getragen worden. Sie waren die Gabe ihres Gottes gewesen und hatten ihnen helfen sollen, Schreckenswesen aus Stein und Flammen zu bekämpfen, die Dutzende Fuß groß gewesen waren und deren Augen vor Hass gebrannt hatten. Dies waren die Bringer der Leere gewesen. Wenn der Gegner eine Haut hatte, die so hart war wie Stein, dann blieb Stahl dagegen machtlos. Etwas Übernatürliches war nötig gewesen.

Szeth richtete sich auf, seine lockere weiße Kleidung kräuselte sich, und er biss die Zähne zusammen, als er an seine Sünden dachte. Er schlug zu – in seiner Waffe spiegelte sich

das Fackellicht. Er vollführte drei elegante, weite Schwünge. Szeth konnte weder die Ohren vor ihren Schreien verschließen noch verhindern, dass er die Männer fallen sah. Sie sanken zu Boden wie Spielzeug, das von einem Kind achtlos umgestoßen wurde. Wenn die Klinge das Rückgrat eines Mannes traf, starb er mit brennenden Augen. Wenn sie mitten durch ein Glied schnitt, tötete sie dieses Glied. Einer der Soldaten stolperte weg von Szeth; sein Arm baumelte nutzlos von der Schulter herab. Er würde nie wieder in der Lage sein, ihn zu spüren oder zu benutzen.

Szeth senkte seine Splitterklinge und stand inmitten der Leichname mit den glühenden Augen. Hier in Alethkar sprachen die Menschen oft von den Legenden und dem hart erungenen Sieg über die Bringer der Leere. Aber wenn Waffen, die zum Kampf gegen die Nachtmahre erschaffen worden waren, gegen einfache Soldaten eingesetzt wurden, dann war ihr Leben wahrlich nichts mehr wert.

Szeth drehte sich um und schritt weiter. Seine Sandalen huschten über den weichen roten Teppich. Wie immer glitzerte die Splitterklinge silbern und sauber. Wenn man mit einer solchen Klinge tötete, gab es kein Blut. Das schien wie ein Zeichen zu sein. Die Splitterklinge war nur ein Werkzeug: Sie konnte ja nicht für die Morde verantwortlich gemacht werden, die mit ihr begangen wurden.

Die Tür am Ende des Ganges flog auf. Szeth erstarrte, als eine kleine Gruppe Soldaten herausströmte. In ihrer Mitte befand sich ein Mann in königlichen Gewändern, der den Kopf so gesenkt hielt, als wolle er Pfeilen ausweichen. Die Soldaten trugen ein tiefes Blau, die Farbe der königlichen Garde, und sie hielten bei den Leichen keineswegs staunend an. Sie waren auf das vorbereitet, was ein Splitterträger anrichten konnte. Sie öffneten eine Seitentür und schoben ihren Schützling hinein, während sich einige von der Gruppe lösten und ihre Speere auf Szeth richteten.

Eine weitere Gestalt trat aus den Gemächern des Königs. Dieser Mann trug eine glitzernde blaue Rüstung, die aus ineinandergreifenden Platten gefertigt war. Im Gegensatz zu gewöhnlichen Rüstungen besaß diese kein sichtbares Leder an den Gelenken, sondern nur kleinere Platten, die mit ungeheurer Präzision zusammengefügt waren. Diese Rüstung war ganz wundervoll: In das Blau waren als Umrandung einer jeden Platte goldene Bänder eingelegt, und den Helm schmückten drei Wellen kleiner, hornähnlicher Schwingen.

Ein Splitterpanzer, das übliche Gegenstück zu einer Splitterklinge. Der Mann trug ebenfalls ein solches Schwert, das gewaltige sechs Fuß lang war und auf der Klinge ein Muster aus lodernden Flammen trug. Die Waffe bestand aus silbrigem Metall und glitzerte so stark, als glühe sie von innen heraus. Es war eine Waffe, die dazu erschaffen war, dunkle Götter zu töten. Und sie war weitaus größer als jene, die Szeth besaß.

Szeth zögerte. Er erkannte die Rüstung nicht, und er war auch nicht gewarnt worden, auf einen anderen Splitterträger zu stoßen. Überdies hatte er keine Zeit gehabt, sich die verschiedenen Panzer und Klingen einzuprägen, die den Alethi gehörten. Aber bevor er dem König nachsetzte, musste er sich um diesen Splitterträger kümmern. Einen solchen Feind durfte er nicht im Rücken haben.

Außerdem konnte ihn der Splitterträger vielleicht besiegen, töten und damit sein elendes Leben beenden. Sein Peitschen würde bei jemandem, der in einem Splitterpanzer steckte, nichts bewirken, und diese Rüstung stärkte den Mann und seine Fähigkeiten. Szeths Ehre erlaubte es ihm nicht, seine Mission zu verraten oder den Tod zu suchen. Aber wenn ihn der Tod ereilen sollte, dann würde er ihn eben willkommen heißen.

Der Splitterträger schlug zu, und Szeth peitschte sich an die Seite des Korridors, sprang hoch und landete auf der Wand.

Er tanzte rückwärts und hielt seine Klinge in der ausgestreckten Hand. Der Splitterträger nahm eine bedrohliche Kampfhaltung ein, die hier im Osten sehr beliebt war. Er bewegte sich weitaus geschmeidiger, als man es von einem Mann in einer so großen Rüstung erwartet hätte. Ein Splitterpanzer war etwas Besonderes: so alt und magisch wie die Klinge, zu der er gehörte.

Der Splitterträger schlug zu. Szeth wich zur Seite aus und peitschte sich zur Decke hoch, während die Klinge des Splitterträgers in die Mauer schnitt. Szeth empfand Erregung über diesen Wettkampf, schoss vor und griff mit einem Stoß an, der auf den Helm des Splitterträgers zielte. Der Mann duckte sich, ging auf die Knie, und Szeths Klinge schnitt durch die leere Luft.

Szeth sprang zurück, als der Splitterträger seine Waffe nach oben führte und in die Decke stach. Szeth besaß keinen Splitterpanzer und wollte auch keinen haben. Seine Fähigkeit des Peitschens wurde von den Edelsteinen beeinträchtigt, die dem Panzer seine Kraft gaben, und deshalb kam nur das eine oder das andere für ihn in Frage.

Als sich der Splitterträger umdrehte, hastete Szeth quer über die Decke. Wie erwartet schwang der Splitterträger seine Waffe wieder, und Szeth sprang zur Seite und rollte sich ab. Er kam erneut auf die Beine, wirbelte herum, peitschte sich auf den Boden und landete hinter dem Splitterträger. Er rammte seine Klinge in den ungeschützten Rücken des Gegners.

Unglücklicherweise besaßen die Panzer einen großen Vorteil: Sie konnten eine Splitterklinge abfangen. Szeths Waffe traf genau, und ein Netz aus glühenden Rissen legte sich über den Rücken des Panzers, aus denen das Sturmlicht sickerte. Ein Splitterpanzer bog sich nicht wie gewöhnliches Metall, und er trug auch keine Einkerbungen davon. Szeth hätte den Splitterträger noch mindestens einmal an derselben Stelle treffen müssen, um ein Loch in den Panzer zu bohren.

Szeth tänzelte außer Reichweite, als der Splitterträger wütend seine Waffe schwang und auf Szeths Knie zielte. Der Sturm, der in Szeth tobte, verschaffte ihm mehrere Vorteile – einschließlich der Fähigkeit, sich von kleinen Wunden schnell zu erholen. Aber er konnte keine Glieder heilen, die von einer Splitterklinge getötet worden waren.

Er umrundete den Splitterträger, wartete auf den richtigen Moment und schoss vor. Der Splitterträger schwang erneut seine Waffe, aber Szeth peitschte sich kurz auf die Decke zu. Er stieg in die Luft, sprang über die feindliche Waffe hinweg und peitschte sich sofort wieder auf den Boden zurück. Während er landete, schlug er zu und traf, aber der Splitterträger erholte sich rasch, führte einen perfekten Gegenschlag aus und hätte Szeth um ein Haar erwischt.

Der Mann konnte gefährlich gut mit seiner Waffe umgehen. Viele Splitterträger verließen sich zu sehr auf die Macht ihres Schwertes und ihrer Rüstung. Doch dieser Mann war da ganz anders.

Szeth sprang an die Wand und führte schnelle, heftige Angriffe gegen den Splitterträger: wie ein immer wieder zuschnappender Aal. Der Feind wehrte ihn mit weiten, ausgreifenden Schlägen ab. Mit seiner langen Klinge hielt er sich Szeth vom Leibe.

Das hier dauert viel zu lange!, dachte Szeth. Wenn es dem König gelang, sich in einem Versteck zu verbarrikadieren, würde Szeth seine Mission nicht erfüllen können, egal wie viele Gegner er auch töten mochte. Er duckte sich, um einen weiteren Schlag zu führen, aber der Splitterträger zwang ihn wieder zurück. Jede Sekunde, die dieser Kampf noch dauerte, verhalf dem König zur Flucht.

Es war an der Zeit, leichtsinnig zu werden. Szeth sprang in die Luft, peitschte sich zur anderen Seite des Korridors und flog mit den Füßen voran auf seinen Gegner zu. Der Splitterträger schwang zwar sofort seine Waffe, aber Szeth

peitschte sich in einen anderen Flugwinkel und setzte so gleich auf dem Boden auf. Die Splitterklinge fuhr durch die Luft über ihm.

Er landete in gebückter Haltung und benutzte seinen Schwung, um sich vorwärtszuwerfen. Er schlug dort auf die Rüstung ein, wo sie bereits einen Sprung erhalten hatte, und traf sie mit voller Wucht. Ein Stück des Panzers zerschmetterte, Teile geschmolzenen Metalls flogen davon. Der Splitterträger grunzte auf, fiel auf ein Knie und hob die Hand an seine Seite. Szeth stellte den Fuß dagegen und stieß ihn mit der Kraft des Sturmlichts, das noch in ihm war, zurück.

Der schwere Splitterträger prallte gegen die Tür zu den Gemächern des Königs, zerschmetterte sie und fiel in den Raum dahinter. Szeth setzte ihm nicht nach, sondern rannte durch die Tür rechts von ihm, hinter der der König verschwunden war. In dem Gang hinter ihr lag der gleiche rote Teppich, und Sturmlichtlampen an den Wänden gaben Szeth die Möglichkeit, den brodelnden Aufruhr wieder in sich anzufachen.

Energie loderte erneut in ihm auf, er wurde schneller. Wenn er sich genug Vorsprung verschaffte, konnte er mit dem König fertigwerden und zum Kampf gegen den Splitterträger zurückkehren. Es würde aber nicht leicht werden. Ein Volles Peitschen gegen eine Tür würde einen Splitterträger nicht aufhalten, und aufgrund seiner Rüstung konnte der Mann übernatürlich schnell laufen. Szeth warf einen Blick über die Schulter.

Der Splitterträger folgte ihm nicht. Der Mann setzte sich in seiner Rüstung auf und wirkte benommen. Szeth sah ihn un deutlich, wie er in der Tür saß, umgeben von Holzsplittern. Vielleicht hatte ihn Szeth doch stärker verwundet, als er geglaubt hatte.

Oder vielleicht ...

Szeth erstarrte. Er dachte an den gesenkten Kopf des Mannes, der mit verdecktem Gesicht von den Wachen hinausge-

führt worden war. Der Splitterträger folgte Szeth noch immer nicht. Dieser Krieger war so geschickt. Es hieß, dass nur wenige Männer vor Gavilar Kholins Schwertkünsten bestehen konnten. War es etwa möglich, dass ...

Szeth drehte sich um, schoss zurück, vertraute seinen Instinkten. Sobald ihn der Splitterträger sah, sprang er geschickt auf die Beine. Szeth rannte schneller. Wo war der König am sichersten? Auf der Flucht und in den Händen einiger Gardisten? Oder hinter einem Splitterpanzer und in der Verkleidung eines bloßen Leibwächters?

Gerissen, dachte Szeth, als der Splitterträger, der vorhin noch so schwerfällig gewirkt hatte, wieder eine Kampfhaltung einnahm. Szeth griff mit neuer Kraft an und schwang seine Klinge mit rasender Geschwindigkeit. Der Splitterträger – der König – parierte grimmig, und zwar mit langen, beeindruckenden Schlägen. Szeth wich vor einem von ihnen zurück und spürte den Wind, den die Waffe verursachte, nur wenige Zoll vor ihm. Er berechnete seinen nächsten Schlag, schoss vor und duckte sich unter dem Gegenschlag des Königs hinweg.

Der König erwartete einen weiteren Hieb gegen seine Seite, drehte sich und hielt den Arm schützend vor das Loch in seinem Panzer. Das gab Szeth die Möglichkeit, an ihm vorbei in die königlichen Gemächer zu rennen.

Der König wirbelte herum und setzte Szeth nach, der durch das erste verschwenderisch ausgestattete Gemach lief, die Hand ausstreckte und alle Möbelstücke berührte, an denen er vorbeikam. Er füllte sie mit Sturmlicht an und peitschte sie auf einen Punkt hinter dem König zu. Die Möbel fielen um, als wäre das Zimmer auf die Seite gedreht worden. Sofas, Sessel und Tische stürzten auf den überraschten König zu. Gavilar beging den Fehler, mit seiner Splitterklinge nach ihnen zu schlagen. Die Waffe fuhr mit Leichtigkeit durch ein großes Sofa, aber die einzelnen Stücke regneten trotzdem auf ihn

herab, und er geriet ins Taumeln. Als Nächstes traf ihn ein Schemel und warf ihn zu Boden.

Gavilar rollte sich den Möbeln aus dem Weg und machte einen Ausfall nach vorn. Aus den Rissen im Panzer leckte das Sturmlicht. Szeth konzentrierte sich, sprang in die Luft, peitschte sich nach hinten und zur rechten Seite, während der König auf ihn zukam. Er wich dem Hieb des Königs aus und katapultierte sich durch zweimaliges Einfaches Peitschen nach vorn. Sturmlicht blitzte aus ihm, seine Kleidung gefror, und er wurde doppelt so schnell wie bei einem freien Fall auf den König zugefleudert.

Die Haltung des Königs zeugte von dessen Überraschung, als sich Szeth mitten in der Luft drehte und auf ihn zuwirbelte. Er rammte seine Klinge gegen den Helm des Königs, peitschte sich danach sofort zur Decke, fiel nach oben und prallte gegen das Steindach. Er hatte sich zu schnell in zu viele verschiedene Richtungen gepeitscht, also hatte sein Körper die Orientierung verloren, sodass es schwierig wurde, elegant zu landen. Taumelnd kam er auf die Beine.

Unter ihm machte der König einen Schritt zurück und versuchte sich so hinzustellen, dass er seine Klinge hoch zu Szeth stoßen konnte. Der Helm des Mannes war zerbrochen, Sturmlicht trat aus. Er versuchte seine Seite mit der geborstenen Panzerung zu schützen. Der König machte einen Ausfall mit nur einem Arm und schwang das Schwert in Richtung Decke. Sofort peitschte sich Szeth nach unten, da er befürchtete, dass er durch den Angriff des Königs sein Schwert nicht mehr rechtzeitig zurückziehen konnte.

Szeth hatte seinen Gegner unterschätzt. Der König warf sich in Szeths Angriff und vertraute darauf, dass sein Helm den Schlag abfing. Gerade als Szeth den Helm ein zweites Mal traf – und ihn zerschmetterte –, schlug Gavilar mit der anderen gepanzerten Hand zu und rammte sie Szeth mitten ins Gesicht.

Blendendes Licht blitzte in Szeths Augen auf und bildete einen Gegenpol zu dem plötzlichen Schmerz, der sich in seinem Gesicht ausbreitete. Alles verschwamm und wurde blass.

Schmerz. Ein so großer *Schmerz!*

Er kreischte auf. Das Sturmlicht verließ ihn in einem Schwall, und er taumelte rückwärts gegen etwas Hartes. Es waren die Balkontüren. Noch mehr Schmerz breitete sich in seinen Schultern aus, als stäche jemand mit hundert Dolchen gleichzeitig auf ihn ein. Er fiel zu Boden, rollte herum und kam schließlich zum Stillstand. Seine Muskeln zitterten. Dieser Schlag hätte jeden gewöhnlichen Menschen getötet.

Keine Zeit für Schmerzen. Keine Zeit für Schmerzen. Keine Zeit für Schmerzen!

Er blinzelte, schüttelte den Kopf. Die Welt vor ihm wirkte verschwommen und dunkel. War er blind geworden? Nein. Draußen war es dunkel. Er befand sich auf dem hölzernen Balkon – die Macht des Schlages hatte ihn durch die Türen getrieben. Irgendetwas verursachte ein dumpfes Geräusch. Schwere Schritte. Der Splitterträger!

Szeth stolperte auf die Beine; sein Blick war noch immer unklar. Blut strömte ihm über das Gesicht, und Sturmlicht drang aus seiner Haut und blendete sein linkes Auge. Das Licht. Es würde ihn heilen, wenn es denn möglich war. Sein Kiefer fühlte sich an, als sei er ausgerenkt. Oder gebrochen? Er hatte seine Splitterklinge fallen lassen.

Ein hoch aufragender Schatten bewegte sich vor ihm. Die Rüstung des Splitterträgers verlor so viel Sturmlicht, dass er nur unter Mühen gehen konnte. Aber er kam auf Szeth zu.

Szeth schrie, kniete nieder, sandte Sturmlicht in den hölzernen Balkon und peitschte dagegen. Die Luft um ihn herum gefror. Der Sturm heulte und schoss an seinen Armen hinab ins Holz. Er peitschte es, wieder und wieder, es sollte in die Tiefe stürzen – zum vierten Mal bereits, als Gavilar auf den

Balkon trat. Unter dem zusätzlichen Gewicht gab er nach. Das Holz knirschte und bog sich.

Der Splitterträger zögerte.

Szeth peitschte ein fünftes Mal auf den Balkon ein. Die Stützstreben barsten, und das gesamte Gebilde riss von dem Gebäude ab. Szeth schrie durch den gebrochenen Kiefer und benutzte seinen letzten Rest Sturmlicht, um sich auf die Mauer des Hauses zu peitschen. Er drehte sich zur Seite, flog an dem entsetzten Splitterträger vorbei, traf gegen die Mauer und rollte an ihr entlang.

Der Balkon stürzte in die Tiefe, und der König hob schockiert den Blick, während er den Halt verlor. Der Sturz war kurz. Im Mondlicht beobachtete Szeth ernst – mit noch immer verschwommenem Blick und auf einem Auge blind –, wie der Anbau auf dem Steingrund darunter zerschellte. Die Palastmauer erzitterte, und das Knirschen und Splittern des Holzes hallte von den Gebäuden in der Nähe wider.

Szeth befand sich noch auf der Wand. Ächzend erhob er sich. Er fühlte sich schwach, hatte sein Sturmlicht zu schnell verbraucht und den Körper überanstrengt. Er taumelte an der Wand des Gebäudes herunter, näherte sich dem Trümmerhaufen, konnte kaum auf den Beinen stehen.

Der König bewegte sich noch. Ein Splitterpanzer bewahrte seinen Träger zwar vor den Auswirkungen eines solchen Sturzes, aber ein langes, blutiges Stück Holz steckte in Gavilars Seite und hatte ihn dort durchbohrt, wo Szeth ein Loch in die Rüstung geschlagen hatte. Szeth kniete nieder und betrachtete das schmerzzerfurchte Gesicht des Mannes, die scharf umrissenen Züge, ein kantiges Kinn, einen weiß gefleckten Bart und verblüffend blassgrüne Augen. Gavilar Kholin.

»Ich ... hatte dich ... schon erwartet«, sagte der König unter Keuchen.

Szeth griff ihm unter die Brustplatte und zog dort an den Riemen. Sie lösten sich, er nahm den vorderen Teil der Rüstung

ab und entblöbte dabei die Edelsteine unter ihr. Zwei von ihnen waren zerbrochen und ausgebrannt. Drei glühten noch. Benommen sog Szeth die Luft ein und nahm das Licht in sich auf.

Der Sturm tobte wieder in ihm. Weiteres Licht drang aus seinem Gesicht und heilte ihm Haut und Knochen. Die Schmerzen waren noch immer stark; das Sturmlicht wirkte nicht sofort. Es würde noch Stunden dauern, bevor er sich erholt hatte.

Der König hustete. »Du kannst ... Thaidakar sagen, dass ... er zu spät kommt.«

»Ich weiß nicht, wer das ist«, sagte Szeth, während er aufstand. Die Worte drangen undeutlich aus seinem gebrochenen Kiefer. Er streckte die Hand zur Seite aus und rief seine Splitterklinge wieder herbei.

Der König runzelte die Stirn. »Wer dann ...? Restares? Sa-deas? Ich hätte nie geglaubt ...«

»Meine Meister sind die Parschendi«, sagte Szeth. Zehn Herzschläge vergingen, und die Klinge fiel in seine Hand: feucht vom Schwitzwasser.

»Die Parschendi? Das ergibt doch keinen Sinn.« Gavilar hustete erneut, griff sich mit zitternder Hand an die Brust und tastete nach einer Tasche. Er zog eine kleine Kristallkugel daraus hervor, die an einer Kette hing. »Du musst das hier nehmen. Sie dürfen es nicht bekommen.« Er wirkte benommen. »Sag ... sag meinem Bruder ... er muss die wichtigsten Worte finden, die ein Mensch sagen kann ...«

Gavilar verstummte.

Szeth zögerte, kniete sich schließlich hin und nahm die Kugel entgegen. Sie war seltsam und glich nichts, was er je gesehen hatte. Obwohl es vollkommen dunkel war, schien sie irgendwie zu glühen – in einem Licht, das schwarz zu sein schien.

Die Parschendi?, hatte Gavilar gesagt. *Das ergibt doch keinen Sinn.*

»Nichts ergibt mehr einen Sinn«, flüsterte Szeth und steckte die seltsame Kugel ein. »Alles steht vor dem Zusammenbruch.

Es tut mir leid, König der Alethi. Ich bezweifle, dass dir das noch etwas bedeutet.« Er stand auf. »Wenigstens musst du nicht zusammen mit dem Rest von uns den Untergang der Welt beobachten.«

Gavilars Splitterklinge materialisierte sich neben dem Körper des Königs aus dem Nebel und fiel – nun, da sein Meister tot war – klappernd auf den Steinboden. Sie war ein Vermögen wert; ganze Königreiche waren untergegangen, nur weil einige Männer unbedingt eine Splitterklinge hatten besitzen wollen.

Alarmrufe drangen aus dem Inneren des Palastes. Szeth musste verschwinden. Aber ...

Sag meinem Bruder ...

Für Szeths Volk war die letzte Bitte eines Sterbenden heilig. Er ergriff die Hand des Königs, tauchte sie in das Blut des Mannes und schrieb damit auf das Holz: *Bruder, du musst die wichtigsten Worte finden, die ein Mensch sagen kann.*

Und dann floh Szeth in die Nacht hinein. Er ließ die Splitterklinge des Königs zurück; er hatte keine Verwendung für sie. Die Klinge, die Szeth bei sich trug, war ihm schon Fluch genug.

feld eine Formation bildete. Das machte einen so zivilisierten Eindruck. So säuberlich und organisiert. Kurzspeerer in den vordersten Reihen, Langspeerer und Wurfspieße dahinter, Bogenschützen an den Seiten. Die dunkeläugigen Speerwerfer besaßen eine Ausrüstung wie diejenige Cenns: ledernes Wams, kniehohes Rock, eine einfache Stahlkappe und ein dazu passender Brustpanzer.

Viele Hellaugen trugen vollständige Rüstungen. Sie saßen auf Pferden, ihre Ehrengarden drängten sich um sie und steckten in Brustpanzern, die tiefrot und waldgrün glitzerten. Waren die Splitterträger bei ihnen? Hellherr Amaram war kein Splitterträger. Aber vielleicht einer seiner Männer? Was war denn, wenn Cenn gegen einen solchen kämpfen musste? Gewöhnliche Menschen töteten keinen Splitterträger. Es war bisher so selten geschehen, dass jedes dieser Ereignisse zur Legende geworden war.

Es geschieht wirklich, dachte er mit wachsendem Entsetzen. Dies hier war kein Exerzieren im Lager. Dies hier war keine Übung auf dem Feld, bei der Holzstecken geschwungen wurden. Das hier war *echt*. Als er sich dieser Tatsache gegenüber sah – und sein Herz pochte wie das eines verängstigten Tieres und die Beine gaben nach –, erkannte Cenn plötzlich, dass er ein Feigling war. Er hätte die Herden nicht verlassen sollen. Er hätte niemals ...

»Sohn?«, fragte der Veteran. »Wie alt bist du?«

»Fünfzehn, Herr.«

»Und wie heißt du?«

»Cenn, Herr.«

Der massige, bärtige Mann nickte. »Ich bin Dallet.«

»Dallet«, wiederholte Cenn und starrte weiter die andere Armee an. Es waren so viele Soldaten! Tausende. »Ich werde sterben, nicht wahr?«

»*Nein*.« Dallet hatte eine barsche Stimme, die jedoch irgendwie beruhigend klang. »Es wird dir gut ergehen. Halte einfach den Kopf hoch. Und bleib bei deiner Einheit.«

»Aber ich habe kaum drei Monate Ausbildung gehabt!« Er konnte schwören, das leise Klappern der feindlichen Rüstungen und Schilde zu hören. »Ich kann diesen Speer kaum halten. Sturmwater, ich bin *tot*. Ich kann nicht ...«

»Mein Sohn«, unterbrach ihn Dallet leise, aber nachdrücklich. Er hob die Hand und legte sie auf Cenns Schulter. Der Rand von Dallets großem rundem Schild, der ihm über den Rücken hing, fing das Licht ein und warf es zurück. »Es wird alles *gut* ausgehen.«

»Wie kannst du das wissen?« Es klang wie eine flehende Bitte.

»Weil du in der Einheit von Kaladin dem Sturmgeseigneten bist, mein Junge.« Ein anderer Soldat neben ihnen nickte zustimmend.

Hinter ihnen reihte sich eine Schwadron Soldaten nach der anderen auf – es waren Tausende. Cenn befand sich unmittelbar an der Front, zusammen mit den etwa dreißig anderen Männern aus Kaladins Einheit. Warum war Cenn im letzten Augenblick noch einer neuen Einheit zugeteilt worden? Es musste etwas mit Lagerpolitik zu tun haben.

Warum befand sich diese Einheit an vorderster Front, wo die Verluste doch am größten sein würden? Kleine Angstsprengelein stiegen wie Klümpchen purpurfarbenen Klebstoffs aus dem Boden auf und sammelten sich um seine Füße. In einem Augenblick schierer Panik hätte er beinahe den Speer beiseitegeworfen und wäre davongerannt. Dallets Hand fasste seine Schulter fester. Cenn blickte in Dallets zuversichtliche schwarze Augen hinauf und zögerte.

»Warst du pinkeln, bevor wir uns formiert haben?«, fragte Dallet.

»Ich hatte keine Zeit ...«

»Dann geh jetzt.«

»Hier?«

»Wenn du es nicht tust, wird es dir in der Schlacht am Bein herunterlaufen, dich ablenken und dich dadurch vielleicht sogar töten. Tu es.«

Verlegen übergab Cenn Dallet seinen Speer und erleichterte sich auf die Steine. Als er fertig war, warf er denjenigen, die sich ihm am nächsten befanden, rasche Blicke zu. Keiner von Kaladins Soldaten grinste. Sie standen bereit, die Speere neben sich, die Schilde auf dem Rücken.

Die feindliche Armee war beinahe fertig. Das Feld zwischen den beiden Streitkräften war kahl und bestand aus bemerkenswert flachem Glattfels, der nur gelegentlich von Steinknospen durchbrochen wurde. Es hätte eine gute Weide abgegeben. Der warme Wind blies Cenn ins Gesicht und brachte die wässrigen Dünste des Großsturms aus der vergangenen Nacht mit.

»Dallet!«, rief eine Stimme.

Ein Mann kam durch die Reihen herbei. Er trug einen Kurzspeer mit zwei ledernen Messerscheiden am Schaft. Es war ein junger Kerl – vielleicht vier Jahre älter als der fünfzehnjährige Cenn. Aber er war sogar einige Zoll größer als Dallet. Er steckte in der gewöhnlichen Lederkleidung eines Speerwerfers, darunter befand sich jedoch eine dunkle Hose. Das war eigentlich nicht erlaubt.

Sein schwarzes Alethi-Haar fiel schulterlang und gewellt, die Augen waren dunkelbraun. Zwei hellrote Stoffstreifen an den Schultern seines Wamses wiesen ihn als Anführer der Einheit aus.

Die dreißig Männer um Cenn herum nahmen Haltung an und hoben die Speere zum Salut. *Ist das Kaladin der Sturmgesnete?*, dachte Cenn ungläubig. *Dieser junge Kerl?*

»Dallet, wir werden bald einen neuen Rekruten bekommen«, sagte Kaladin. Er hatte eine durchdringende Stimme. »Du musst ...« Dann verstummte er, als er Cenn bemerkte.

»Vor einigen Minuten hat er den Weg hierher gefunden«, sagte Dallet mit einem Lächeln. »Ich habe ihn bereits eingewiesen.«

»Gut gemacht«, bemerkte Kaladin. »Ich habe viel Geld dafür bezahlt, den Jungen von Gare wegzubekommen. Der Mann ist

so unfähig, dass er genauso gut für die andere Seite kämpfen könnte.«

Was?, dachte Cenn. *Warum sollte jemand bezahlen, um mich zu bekommen?*

»Was hältst du von dem Feld?«, fragte Kaladin. Einige Speerwerfer hoben die Hände und schirmten ihre Augen vor der Sonne ab, während sie die Felsen beobachteten.

»Diese Senke zwischen den beiden Felsblöcken hinten rechts?«, fragte Dallet.

Kaladin schüttelte den Kopf. »Der Untergrund ist zu uneben.«

»Ja, das stimmt wahrscheinlich. Was wäre mit dem kleinen Hügel da drüben? Er ist weit genug entfernt, um der ersten Angriffswelle zu entgehen, aber trotzdem so nah, dass wir uns nicht zu weit von den anderen entfernen.«

Kaladin nickte, aber Cenn begriff gar nicht, worüber sie sich eigentlich unterhielten. »Das sieht gut aus.«

»Habt ihr Kerle das gehört?«, rief Dallet.

Die Männer hoben die Speere hoch in die Luft.

»Behalt den neuen Jungen im Auge, Dallet«, sagte Kaladin. »Er kennt die Zeichen nicht.«

»Selbstverständlich«, meinte Dallet nur und lächelte. Er lächelte! Wie konnte der Mann lächeln? Der Feind blies in die Hörner. Bedeutete dies schon, dass alle bereit waren? Obwohl sich Cenn soeben erst erleichtert hatte, spürte er, wie ihm ein kleines Rinnsal aus Urin am Bein herunterlief.

»Haltet euch wacker«, sagte Kaladin und eilte die Front herunter, um mit dem Anführer der nächsten Einheit zu sprechen. Hinter Cenn und den anderen rückten immer mehr Reihen heran. Die Bogenschützen an den Flanken machten sich zum Schießen bereit.

»Keine Sorge, mein Sohn«, sagte Dallet. »Alles wird gut. Anführer Kaladin ist ein Glückskind.«

Der Soldat auf der anderen Seite nickte. Er war ein schlaksiger, rothaariger Veden mit einer dunkleren Haut, als es die

der Alethi war. Warum kämpfte er dann in einer Alethi-Armee? »Das ist schon richtig. Kaladin ist sturmgesegnet, das ist er ganz gewiss. Wir haben in der letzten Schlacht nur ... wie war das noch? Einen einzigen Mann verloren?«

»Aber jemand ist gestorben«, sagte Cenn.

Dallet zuckte die Achseln. »Es sterben immer Menschen. Aber unsere Einheit hat die geringsten Verluste. Du wirst schon sehen.«

Kaladin beendete sein Gespräch mit dem anderen Anführer und lief zu seiner eigenen Einheit zurück. Obwohl er bloß einen Kurzspeer trug – der mit nur einer Hand geworfen wurde, während der Kämpfer in der anderen Hand den Schild hielt –, war dieser doch eine Handbreit länger als die der anderen Soldaten.

»Fertig machen, Männer!«, rief Dallet. Im Gegensatz zu den anderen Anführern begab sich Kaladin nicht in die Reihe zurück, sondern stellte sich vor seine Einheit.

Die Männer um Cenn herum regten sich in gespannter Erwartung. Diese Geräusche pflanzten sich durch die gesamte riesige Armee fort: Die Stille wich der Ungeduld. Hunderte von Füßen regten sich, Schilde klapperten, Schnallen knarrten. Kaladin verharrte reglos und betrachtete die andere Armee mit starrem Blick. »Fertig, Männer«, sagte er dann, ohne sich umzudrehen.

Ein helläugiger Offizier ritt an ihnen vorbei. »Macht euch zum Kampf bereit! Ich will ihr Blut sehen, Männer. Kämpft und tötet!«

»Fertig«, sagte Kaladin noch einmal, nachdem der Mann weg war.

»Mach dich bereit zum Laufen«, sagte Dallet zu Cenn.

»Zum Laufen? Wir haben doch gelernt, in Formation zu marschieren und in der Reihe zu bleiben!«

»Sicher«, antwortete Dallet. »Aber die meisten unserer Männer haben keine bessere Ausbildung als du. Diejenigen, die

gut kämpfen können, werden zur Zerschmetterten Ebene geschickt, damit sie gegen die Parschendi in den Krieg ziehen. Kaladin versucht uns so weit zu bringen, dass wir dorthin gehen und für den König kämpfen können.« Dallet nickte in Richtung der Formation. »Die meisten von denen hier werden aus der Reihe tanzen und angreifen. Die Hellaugen sind keine guten Kommandanten und werden sie auch nicht in der Formation halten können. Bleib also bei uns und lauf.«

»Soll ich meinen Schild abnehmen?« Die anderen Mannschaften um Kaladins Einheit herum lösten inzwischen die Halterungen ihrer Schilde, Kaladins Soldaten aber behielten die ihren auf dem Rücken.

»Los!«, rief Dallet.

Cenn blieb keine Wahl. Die gesamte Armee setzte sich unter dem Lärm trappelnder Stiefel in Bewegung. Wie Dallet vorhergesagt hatte, dauerte der gleichmäßige Marsch nicht lange. Einige Männer stießen Kampfschreie aus; ihr Gebrüll wurde von anderen aufgenommen. Die Hellaugen riefen ihnen zu, sie sollten gehen, rennen, kämpfen. Die Formation löste sich auf.

Sobald das geschah, schoss Kaladins Einheit vor und rannte zur Front. Cenn bemühte sich, Schritt zu halten; er war verängstigt und voller Panik. Der Boden war doch nicht so eben, wie er aussah, und beinahe wäre er über eine versteckte Steinknospe gestolpert, die ihre Ranken in ihr Inneres zurückgezogen hatte.

Er fand das Gleichgewicht jedoch wieder, lief weiter und hielt dabei den Speer in der Hand, während der Schild ihm gegen den Rücken schlug. Die Armee vor ihnen befand sich ebenfalls in Bewegung, ihre Soldaten rannten über das Feld. Nirgendwo war eine Schlachtformation oder eine geordnete Reihe zu erkennen. Es war ganz anders, als bei den Übungen immer behauptet worden war.

Cenn wusste nicht einmal, wer der Feind war. Irgendein Guts-herr hatte auf das Territorium von Hellherr Amaram über-

gegriffen – also auf Land, das letztlich dem Großprinzen Sa-deas gehörte. Es war ein Grenzscharmützel gegen ein anderes Alethi-Großprinzentum. Warum kämpften sie gegeneinander? Vielleicht würde der König dem ein Ende setzen, aber er befand sich auf der Zerschmetterten Ebene und wollte gerade Rache für die Ermordung von König Gavilar vor fünf Jahren nehmen.

Der Feind besaß eine Menge Bogenschützen. Cenns Panik steigerte sich zu einem neuen Höhepunkt, als der erste Pfeilschwarm in die Luft stieg. Er stolperte erneut und wollte unbedingt seinen Schild abnehmen. Aber Dallet packte ihn am Arm und riss ihn vorwärts.

Hunderte von Pfeilen durchstießen den Himmel und verdunkelten die Sonne. Sie fielen in einem weiten Bogen herab: wie Himmelsaale, die sich auf ihre Beute stürzten. Amarams Soldaten hoben ihre Schilde. Aber nicht Kaladins Einheit. Es gab keinerlei Schutz für sie.

Cenn kreischte auf.

Und die Pfeile fuhren mitten in die Reihen von Amarams Armee, die sich hinter ihm befand. Cenn warf einen Blick über die Schulter und rannte weiter. Die Pfeile gingen *hinter ihm* nieder. Soldaten schrien auf, Pfeile zerbrachen an Schilden, nur wenige verirrte Pfeile landeten in der Nähe der vordersten Reihen.

»Warum?«, rief er Dallet zu. »Woher hast du das gewusst?«

»Ihre Pfeile sollen dort niedergehen, wo sich die meisten Feinde befinden«, erwiderte der große Mann. »Dort, wo die größte Aussicht darauf besteht, dass sie auch jemanden treffen.«

Mehrere andere Gruppen in der Vorhut hielten ihre Schilde gesenkt, doch die meisten rannten unbeholfen mit hoch in den Himmel gereckten Schilden, damit die Pfeile sie nicht trafen. Das machte sie jedoch langsamer, und so liefen sie Gefahr, von den Männern hinter ihnen, die tatsächlich getroffen

wurden, überrannt zu werden. Trotzdem wollte Cenn seinen Schild unbedingt heben – es fühlte sich so falsch an, ohne ihn in der Hand zu laufen.

Der zweite Pfeilschwarm ging nieder, Schmerzensschreie ertönten hinter ihm. Kaladins Einheit raste auf die feindlichen Soldaten zu, die inzwischen ebenfalls unter den Pfeilen von Amarams Bogenschützen starben. Cenn hörte, wie die feindlichen Soldaten Kriegsschreie ausstießen, und nun erkannte er auch einzelne Gesichter. Plötzlich hielt Kaladins Einheit an und bildete eine fest geschlossene Gruppe. Sie hatten die kleine Erhebung erreicht, die Kaladin und Dallet vorhin ausgewählt hatten.

Dallet packte Cenn und schob ihn geradewegs in den Mittelpunkt der Formation. Kaladins Männer senkten ihre Speere und zogen die Schilde hervor, als der Feind auf sie zugpreschte. Er nahm keine geordnete Schlachtformation an, die Kurzspeere befanden sich nicht vorn und die Langspeere nicht allesamt hinten. Die Männer rannten einfach los und schrien dabei wie in rasender Wut.

Cenn bemühte sich, seinen Schild vom Rücken loszubinden. Speergeklapper ertönte, als die Einheiten aufeinanderprallten. Eine Gruppe feindlicher Speerwerfer eilte auf Kaladins Einheit zu, vermutlich wollte sie den Hügelkamm besetzen. Die drei Dutzend Angreifer hielten zwar zusammen, bildeten aber keine so enge Formation wie Kaladins Einheit.

Der Feind schien entschlossen, diesen Mangel durch Leidenschaft auszugleichen. Mit wilden und wütenden Schreien stürmten sie auf Kaladins Reihen zu. Kaladins Männer wichen jedoch nicht zurück und verteidigten Cenn, als ob er ein Hellauge wäre und sie als seine Ehrengarde dienten. Die beiden Streitkräfte prallten aufeinander, Metall schlug gegen Holz und Schilde stießen zusammen. Cenn wich zurück.

In wenigen Augenblicken war alles vorüber. Die feindliche Einheit zog sich zurück und hinterließ zwei Tote auf den Stei-

nen. Kaladins Einheit hatte niemanden verloren. Sie behielt ihre Pfeilformation bei, auch wenn einer der Männer zur Seite trat und einen Verband hervorzog, den er sich um den Oberschenkel wickelte. Sofort schlossen die anderen Männer die entstandene Lücke. Der Verwundete war massig und muskulös. Er fluchte, doch seine Wunde sah nicht besonders schlimm aus. Bald war er wieder auf den Beinen, kehrte aber nicht an seinen alten Platz zurück. Stattdessen begab er sich an das eine Ende der Pfeilformation, wo er geschützter war.

Das Schlachtfeld erschien wie ein Chaos. Die beiden Armeen waren ununterscheidbar ineinander verbissen: Ein ohrenbetäubendes Klirren, Knirschen und Schreien durchdrang die Luft. Viele Einheiten brachen auseinander; die Soldaten liefen von einem Scharmützel zum nächsten. Sie bewegten sich wie Jäger, suchten in Gruppen zu drei oder vier Männern verzelte Soldaten und fielen dann brutal über sie her.

Kaladins Mannschaft wich nicht zurück und kämpfte nur gegen feindliche Einheiten, die ihr zu nahe kamen. Sah so eine richtige Schlacht aus? Cenns Ausbildung hatte ihn auf lange Reihen von Soldaten vorbereitet, die Schulter an Schulter marschierten. Von einer solchen rasenden Durchmischung, von einem solchen Pandämonium war keine Rede gewesen. Warum behielten die anderen ihre Formation nicht bei?

Die richtigen Soldaten sind alle fort, dachte Cenn. Sie kämpfen in einer richtigen Schlacht auf der Zerschmetterten Ebene. Kein Wunder, dass Kaladin seine Einheit dorthin bringen will.

Speere blitzten an allen Seiten auf. Es war trotz der Embleme auf den Brustpanzern und den farbigen Schildern schwierig, Freund und Feind auseinanderzuhalten. Das Schlachtfeld spaltete sich in Hunderte von kleinen Gruppen auf; es war, als würden tausend verschiedene Kriege zur gleichen Zeit geführt werden.

Nach den ersten Schlagabtauschen nahm Dallet Cenn bei der Schulter und stellte ihn auf einen Platz am unteren Ende

der V-Formation. Cenn war jedoch wertlos. Als sich Kaladins Einheit dem Feind entgegenstellte, vergaß Cenn alles, was er in seiner Ausbildung gelernt hatte. Es bedurfte seiner ganzen Willenskraft, an Ort und Stelle zu bleiben, seinen Speer vor sich zu halten und bedrohlich zu wirken.

Fast eine volle Stunde lang hielt Kaladins Einheit den kleinen Hügel und arbeitete dabei Schulter an Schulter. Oft verließ Kaladin seine Position an der Front, eilte hierhin und dorthin und schlug seinen Speer in einem seltsamen Rhythmus gegen den Schild.

Das sind Signale, erkannte Cenn, als Kaladins Einheit die Formation änderte und einen Kreis bilden ließ. Unter den Schreien der Sterbenden und den Tausenden von Männern, die nach ihren Gefährten riefen, war es kaum möglich, die Stimme eines Einzelnen herauszuhören. Aber das laute Schlagen von Kaladins Speer gegen seinen Schild war deutlich genug. Jedes Mal, wenn sie die Formation änderten, packte Dallet Cenn bei der Schulter und lenkte ihn in die neue Richtung.

Kaladins Einheit machte nicht Jagd auf Versprengte. Sie blieb in der Defensive. Obwohl einige von Kaladins Männern verwundet wurden, fiel doch niemand von ihnen. Ihre Einheit wirkte zu einschüchternd auf die kleineren Gruppen, und größere Feindverbände zogen sich nach kurzem Schlagabtausch zurück und suchten sich einfachere Gegner.

Irgendwann veränderte sich etwas. Kaladin drehte sich um und beobachtete das Wogen der Schlacht mit seinen scharfen braunen Augen. Er hob den Speer und hieb damit in einem schnellen Rhythmus auf seinen Schild ein, den er bisher noch gar nicht benutzt hatte. Dallet ergriff Cenns Arm und zerrte ihn von dem kleinen Hügel fort. Warum verließen sie ihn gerade jetzt?

In diesem Augenblick brach der größere Teil von Amarams Streitmacht auseinander, die Männer zerstreuten sich. Cenn

hatte gar nicht bemerkt, wie schlecht die Schlacht in diesem Gebiet für seine Seite lief. Als sich Kaladins Einheit zurückzog, kam sie an vielen Verwundeten und Sterbenden vorbei. Cenn verspürte eine immer größere Übelkeit. Soldaten waren aufgeschlitzt, ihre Eingeweide quollen heraus.

Er hatte keine Zeit für dieses Grauen; der rasche Rückzug löste sich bald in ein ungeordnetes Davonlaufen auf. Dallet fluchte, und Kaladin schlug wieder seinen Schild. Die Einheit änderte die Richtung und bewegte sich nun nach Osten. Cenn sah, dass dort eine größere Gruppe von Amarams Soldaten die Stellung hielt.

Doch der Feind hatte gesehen, wie die Reihen auseinanderbrachen, und das ließ ihn kühn werden. Die gegnerischen Soldaten stürmten wie wilde Axthunde auf der Jagd nach streunenden Schweinen in Gruppen voran. Kaladins Einheit hatte das Feld der Toten und Sterbenden zur Hälfte überquert, als eine große Gruppe feindlicher Soldaten sie abfang. Widerstrebend schlug Kaladin auf seinen Schild: Seine Einheit wurde langsamer.

Cenns Herz pochte schneller und schneller. In der Nähe wurde eine ganze Einheit von Amarams Soldaten aufgerieben; Männer taumelten, stürzten schreiend und versuchten zu entweichen. Der Feind benutzte seine Speere wie Spieße und tötete die Männer am Boden, als wären es Schweine.

Kaladins Männer gerieten in einem lauten Aufprall aus Speeren und Schilden an den Feind. Körper drängten sich an allen Seiten, und Cenn wurde herumgestoßen. In dem Wirrwarr aus Freund und Feind, aus Töten und Sterben verlor er die Fassung. So viele Menschen rannten in so viele verschiedene Richtungen!

Er geriet in Panik und versuchte, sich in Sicherheit zu bringen. Eine Gruppe von Soldaten ganz in der Nähe trug Alethi-Uniformen. Es war Kaladins Einheit. Cenn rannte auf sie zu, doch als sich einige zu ihm umdrehten, bemerkte Cenn ent-

setzt, dass sie ihn gar nicht erkannten. Das war nicht Kaladins Einheit, sondern eine kleine Gruppe ihm unvertrauter Soldaten, die eine unregelmäßige, aufgebrochene Formation bildeten. Sie waren verwundet und voller Angst und zerstreuten sich, sobald sich ihnen eine feindliche Einheit näherte.

Cenn erstarrte und hielt seinen Speer mit schweißnasser Hand. Nun rannten die feindlichen Soldaten geradewegs auf ihn zu. Seine Instinkte drängten ihn zur Flucht, aber er hatte schon gesehen, wie sich so viele Männer aus dem Staub gemacht hatten. Er musste stehen bleiben! Er musste sich ihnen entgegenstellen! Er durfte nicht weglaufen, er durfte nicht ...

Er stieß einen Schrei aus und stach mit seinem Speer auf den vordersten Soldaten ein. Der Mann schlug die Waffe mit seinem Schild nachlässig zur Seite und rammte seinen Kurzspeer in Cenns Oberschenkel. Heißer Schmerz durchfuhr ihn – so heiß, dass sich das Blut, das aus der Wunde trat, im Vergleich dazu kühl anfühlte. Cenn keuchte auf.

Der Soldat riss seine Waffe wieder heraus. Cenn taumelte rückwärts und ließ Speer und Schild fallen. Auf dem felsigen Boden fiel er in das Blut eines anderen Soldaten. Sein Feind hob den Speer hoch in die Luft, er zeichnete sich als dunkler Umriss vor dem tiefblauen Himmel ab und war offensichtlich bereit, seine Waffe Cenn ins Herz zu stoßen.

Und dann war *er* da.

Der Anführer der Einheit. Der Sturmgesegete. Kaladins Speer kam wie aus dem Nichts und lenkte den Stoß ab, der Cenn unweigerlich getötet hätte. Kaladin stellte sich vor Cenn und nahm es allein mit sechs Speerwerfern auf. Er wich nicht zurück. Er *griff an*.

Es geschah alles so schnell. Kaladin zerrte dem Mann, der nach Cenn gestochen hatte, die Beine weg. Während der Mann fiel, streckte Kaladin die Hand aus und zog ein Messer aus einer der Scheiden, die an seinem Speer festgebunden

waren. Er stieß zu, das Messer blitzte auf und bohrte sich in den Schenkel des zweiten Gegners. Der Mann fiel kreischend auf die Knie.

Der dritte Mann erstarrte und sah auf seinen gefallenem Gefährten hinunter. Kaladin drückte sich an einem verwundenen Feind vorbei und rammte diesem dritten Mann den Speer in die Eingeweide. Ein vierter Mann ging mit einem Messer im Auge zu Boden. Wann hatte Kaladin dieses Messer gezogen? Er hetzte zwischen den letzten beiden umher, sein Speer war nur verschwommen zu sehen, er wirbelte ihn wie einen Kampfstab. Einen Augenblick lang glaubte Cenn, er sähe etwas um den Anführer herum – eine Verwerfung in der Luft, als wäre der Wind plötzlich sichtbar geworden.

Ich habe eine Menge Blut verloren. Es fließt so schnell ...

Kaladin drehte sich wieder herum, wehrte weitere Angriffe ab, und die letzten beiden Speerwerfer fielen mit gurgelnden Lauten, die in Cenns Ohren überrascht klangen. Nachdem er alle Feinde niedergemäht hatte, drehte sich Kaladin um und kniete sich neben Cenn. Der Anführer legte seinen Speer beiseite, zerrte einen Streifen aus weißem Tuch aus seiner Tasche und wickelte ihn fest und geschickt um Cenns Bein. Kaladin arbeitete so gelassen, als hätte er schon Dutzende von Wunden versorgt.

»Kaladin, Herr!«, sagte Cenn und deutete auf einen der Soldaten, die Kaladin verwundet hatte. Der Mann hielt sich das Bein fest und stand schwankend auf. Doch schon in der nächsten Sekunde war der riesige Dallet da und drückte den Feind mit seinem Schild beiseite. Dallet tötete den Verwundenen aber nicht, sondern ließ es zu, dass er unbewaffnet davontau-melte.

Der Rest der Einheit traf ein und bildete einen Kreis um Kaladin, Dallet und Cenn. Kaladin erhob sich, legte sich den Speer auf die Schulter, und Dallet gab ihm seine Messer zurück, die er bei den Gefallenen eingesammelt hatte.

»Hat mir Sorgen gemacht«, sagte Dallet. »Einfach so loszulaufen.«

»Ich wusste, dass du ihm folgen würdest«, sagte Kaladin. »Zieht das rote Banner auf. Cyn, Korater, ihr geht mit dem Jungen zurück. Dallet, du hältst hier die Stellung. Amarams Linie buchtet sich in diese Richtung aus. Wir sollten bald in Sicherheit sein.«

»Und du?«, fragte Dallet.

Kaladin blickte über das Schlachtfeld hinweg. In den feindlichen Streitkräften hatte sich eine Gasse gebildet. Ein Mann auf einem weißen Pferd ritt hindurch und schwang dabei eine fürchterliche Keule. Er trug eine volle Rüstung aus poliertem und gleißendem Silber.

»Ein Splitterträger«, sagte Cenn.

Dallet schnaubte. »Nein, dem Sturmwater sei Dank, dass es keiner ist. Es ist nur ein Hellaugen-Offizier. Splitterträger sind zu kostbar, um sie bei einem kleineren Grenzstreit zu verschwenden.«

Kaladin beobachtete das Hellauge mit brodelndem Hass. Es war der gleiche Hass, den auch schon Cenns Vater gezeigt hatte, wenn er von den Chulldieben gesprochen hatte, und es war eben jener Hass, den Cenns Mutter gezeigt hatte, wenn jemand Kusiri erwähnte, die mit dem Sohn des Schusters davongelaufen war.

»Was jetzt?«, fragte Dallet zögernd.

»Untereinheiten zwei und drei, Zangenformation«, sagte Kaladin mit harter Stimme. »Wir holen einen Hellherrn von seinem Thron.«

»Bist du sicher, dass das klug ist? Wir haben Verwundete dabei.«

Kaladin wandte sich an Dallet. »Das ist einer von Hallaws Offizieren. Er könnte der Betreffende sein.«

»Das weißt du aber nicht mit Sicherheit.«

»Wie dem auch sei, er ist ein Bataillonsherr. Wenn wir einen so hochrangigen Offizier töten, werden wir garantiert in der

nächsten Gruppe sein, die zur Zerschmetterten Ebene geschickt wird. Wir greifen ihn an.« Sein Blick ging in die Ferne. »Stell dir das einmal vor, Dallet. Richtige Soldaten. Ein Lager mit Disziplin und dazu rechtschaffene Hellaugen. Ein Ort, an dem unser Kämpfen etwas *bedeutet*.«

Dallet seufzte und nickte schließlich. Kaladin winkte einer Gruppe seiner Soldaten zu, die sofort quer über das Feld rannten. Eine kleinere Gruppe, zu der auch Dallet gehörte, wartete hinter den Verwundeten. Einer von diesen – ein dünner Mann mit schwarzem Alethi-Haar, das von hellen Strähnen durchzogen war und damit fremdes Blut andeutete – zog ein langes rotes Band aus seiner Tasche und band es um seinen Speer. Er hielt den Speer so hoch, dass das Band im Wind flatterte.

»Das ist der Ruf nach den Läufern, die unsere Verwundeten aus dem Feld tragen«, sagte Dallet zu Cenn. »Wir bringen dich bald hier heraus. Du warst sehr tapfer, als du dich allein gegen die sechs Männer gestellt hast.«

»Fliehen schien mir dumm zu sein«, antwortete Cenn und versuchte, seine Gedanken von dem pochenden Bein abzulenken. »Warum sollten wir darauf hoffen, dass die Läufer gerade zu uns kommen, wo es doch so viele Verwundete auf dem Feld gibt?«

»Anführer Kaladin hat sie bestochen«, sagte Dallet. »Normalerweise tragen sie nur Hellaugen weg, aber es gibt mehr Läufer als verwundete Hellaugen. Der Anführer steckt den größten Teil seines Solds in Bestechungsgelder.«

»Diese Einheit ist wirklich ganz anders«, sagte Cenn, dem allmählich schwindlig wurde.

»Das hab ich dir doch gesagt.«

»Nicht wegen des Glückes. Sondern wegen der Ausbildung.«

»Das gehört dazu. Wir sind so gut, weil wir wissen, dass Kaladin uns vom Schlachtfeld bringt, wenn wir verwundet werden.« Er verstummte und warf einen Blick über die Schulter.

Wie Kaladin vorhergesagt hatte, wich Amarams Formation zurück und gruppierte sich neu.

Das berittene Hellauge schlug eifrig mit seiner Keule zu. Ein Teil seiner Ehrengarde machte einen Ausfall zur Seite und kämpfte mit Kaladins Untereinheiten. Das Hellauge wendete sein Pferd. Der Mann trug einen offenen Helm, der an den Seiten weit herunterreichte. Auf der Spitze wippte ein großer Federbusch. Cenn erkannte seine Augenfarbe zwar nicht, aber er wusste, dass es nur Grün oder Blau sein konnte, vielleicht auch Gelb oder Hellgrau. Er war ein Hellherr, der von den Herolden bei seiner Geburt auserwählt und zum Herrschen bestimmt worden war.

Teilnahmslos betrachtete er die Männer, die nicht weit von ihm entfernt kämpften. Dann drang ihm eines von Kaladins Messern in das rechte Auge.

»Ja, das ist zum Teil der Ausbildung zuzuschreiben«, sagte Dallet und schüttelte den Kopf. »Aber hauptsächlich ist es er selbst. Er kämpft wie ein Sturm und denkt doppelt so schnell wie die anderen Männer. Wie er sich manchmal bewegt ...«

»Er hat mir das Bein verbunden«, sagte Cenn und erkannte, dass er aufgrund des Blutverlustes allmählich Unsinn redete. Warum betonte er sein verbundenes Bein? Das war doch eine ganz einfache Sache.

Dallet nickte nur. »Er weiß eine Menge über Wunden. Er kann auch Glyphen lesen. Er ist ein seltsamer Mann, unser Anführer, jedenfalls für einen einfachen dunkeläugigen Speerwerfer.« Er drehte sich zu Cenn um. »Aber du solltest dir deine Kraft sparen, Junge. Der Anführer wird nicht erfreut sein, wenn wir dich verlieren – nicht nachdem er so viel für dich bezahlt hat.«

»Warum?«, fragte Cenn. Es wurde stiller auf dem Schlachtfeld, als ob sich viele der Sterbenden inzwischen heiser geschrien hätten. Fast jeder in ihrer unmittelbaren Nähe gehörte

nun zu ihrer Armee, aber Dallet sah sich weiterhin aufmerksam um, damit sich kein feindlicher Soldat über Kaladins Verwundete hermachte.

»Warum, Dallet?«, wiederholte Cenn, der dringend eine Antwort auf diese Frage hören wollte. »Warum hat er mich in seine Einheit gebracht? Warum ausgerechnet *mich*?«

Dallet schüttelte den Kopf. »So ist er nun einmal. Er hasst die Vorstellung, dass junge Knaben wie du, die kaum ausgebildet wurden, in die Schlacht gehen. Hin und wieder holt er sich so einen und bringt ihn in seine Einheit. Ein gutes halbes Dutzend unserer Männer waren einmal so wie du.« Dallets Blick richtete sich in die Ferne. »Ich glaube, ihr alle erinnert ihn an jemanden.«

Cenn betrachtete sein Bein. Schmerzsprensel krochen wie kleine orangefarbene Hände mit überlangen Fingern um ihn herum und reagierten auf seine Qualen. Dann wandten sie sich von ihm ab, eilten in andere Richtungen und suchten nach weiteren Verwundeten. Seine Schmerzen nahmen ab, das Bein – sein ganzer Körper – fühlte sich taub an.

Er lehnte sich zurück und blickte in den Himmel hoch. Aus der Ferne hörte er Donner. Das war seltsam, denn der Himmel war wolkenlos.

Dallet fluchte.

Cenn drehte sich um und wurde aus seiner Benommenheit gerissen. Ein gewaltiges schwarzes Pferd mit einem Reiter in glänzender Rüstung, die zu leuchten schien, galoppierte geradewegs auf sie zu. Diese Rüstung schien keine Nähte zu besitzen, unter ihr befand sich auch kein Kettenhemd, sondern eine weitere Panzerung aus kleineren Platten, die unglaublich fein ineinander verschachtelt waren. Die Gestalt trug einen unverzierten vergoldeten Vollhelm und hielt ein massives Schwert, das so lang wie ein Mensch war, in der einen Hand. Es war kein einfaches und gerades, sondern ein gebogenes Schwert, und die Seite, die nicht geschliffen war, besaß Run-

dungen, die an brandende Wellen erinnerten. Sie war in ihrer gesamten Länge mit Einritzungen versehen.

Wundervoll. Wie ein Kunstwerk. Cenn hatte noch nie zuvor einen Splitterträger gesehen, aber er wusste sofort, dass dies hier einer sein musste. Wie hatte er ein einfaches Hellauge in einer gewöhnlichen Rüstung mit einer dieser majestätischen Kreaturen verwechseln können?

Hatte Dallet nicht behauptet, dass es auf diesem Schlachtfeld gar keine Splitterträger gab? Dallet kämpfte sich auf die Beine und rief der Untereinheit zu, sie solle sich formieren. Cenn blieb einfach sitzen. Mit seinem verwundeten Bein hätte er ohnehin nicht aufstehen können.

Er fühlte sich so benommen. Wie viel Blut hatte er verloren? Er konnte kaum mehr klar denken.

Wie dem auch sei, er war nicht in der Lage zu kämpfen. Es war ohnehin unmöglich, gegen ein solches Geschöpf zu kämpfen. Die Sonne schimmerte auf der Rüstung. Und dieses prachtvolle, reich verzierte, gebogene Schwert! Es war, als ob ... als habe der Allmächtige persönlich Gestalt angenommen und sei auf das Schlachtfeld heruntergestiegen.

Und warum sollte man gegen den Allmächtigen kämpfen?
Cenn schloss die Augen.

um ihre Schlüssel und hatten Angst, jemand könnte sie ihnen wegnehmen. Einer von ihnen hatte am ersten Tag versucht, Kaladins Essen zu stehlen. Er hätte dem Mann fast den Arm gebrochen. Jetzt ließen ihn alle in Ruhe.

Das passte ihm sehr gut.

Er aß mit den Fingern; es war ihm egal, dass sie dabei schmutzig wurden. Schon seit Monaten achtete er nicht mehr auf Sauberkeit. Es ärgerte ihn, dass er Anzeichen derselben Wahnvorstellungen zeigte, die auch die anderen an den Tag legten. Doch wie sollte es nach acht Monaten der Schläge, Entbehrungen und Brutalitäten anders sein?

Er bekämpfte seine Ängste. Er wollte nicht so werden wie die anderen. Selbst wenn er alles Übrige aufgegeben hatte, selbst wenn ihm alles genommen war und er keine Hoffnung mehr auf ein Entkommen haben konnte, würde er sich dieses Eine doch bewahren. Er war zwar ein Sklave, aber er musste ja nicht unbedingt wie ein Sklave denken.

Rasch beendete er sein karges Mahl. Nicht weit von ihm entfernt hustete einer der Sklaven. Sie waren zu zehnt in diesem Wagen, allesamt Männer, schmutzig und mit zerzausten Bärten. Es war einer von drei Wagen in der Karawane, die durch die Unbeanspruchten Berge zog.

Die Sonne brannte so rötlich weiß am Horizont wie der heißeste Teil eines Schmiedefeuers. Sie erhellte die sie einrahmenden Wolken mit Farben, die so wirkten, als wären sie achtlos auf eine Leinwand geworfen worden. Die Hügel waren mit hohem, einheitlich grünem Gras bewachsen und schienen geradezu endlos zu sein. Auf einem Hügel in der Nähe huschte eine kleine Gestalt um die Pflanzen herum und tanzte wie ein schwirrendes Insekt. Die Gestalt war amorph und ein wenig durchscheinend. Windsprengsel waren verschlagene Geister, die eine Vorliebe dafür hatten, sich gerade dort aufzuhalten, wo sie unerwünscht waren. Er hatte gehofft, dass sich dieses irgendwann gelangweilt davonmachte, doch als Kaladin ver-

suchte, seine hölzerne Schale wegzuwerfen, musste er feststellen, dass sie an seinen Fingern klebte.

Das Windsprengsel lachte, huschte an ihm vorbei, war kaum mehr als ein Band aus Licht ohne jede Gestalt. Er fluchte und zerrte an der Schüssel. Windsprengsel trieben oft solchen Schabernack. Er zog heftiger und befreite sich schließlich von der Schale. Grummelnd warf er sie einem der anderen Sklaven zu. Rasch leckte der Mann die Überreste des dünnen Breis auf.

»He«, flüsterte eine Stimme.

Kaladin sah zur Seite. Ein Sklave mit dunkler Haut und verfilztem Haar kroch auf ihn zu. Er wirkte furchtsam, als erwartete er, dass Kaladin wütend auf ihn war. »Du bist nicht so wie die anderen.« Der Sklave schaute mit seinen schwarzen Augen auf Kaladins Stirn, die drei Brandmale trug. Die ersten beiden bildeten ein Glyphenpaar, das er vor acht Monaten, am letzten Tag in Amarams Armee, erhalten hatte. Das dritte war frisch; er hatte es von seinem neuen Meister bekommen. *Schasch* bedeutete die letzte Glyphe. *Gefährlich*.

Der Sklave verbarg die Hand unter seinen Kleiderfetzen. Ein Messer? Nein, das war lächerlich. Keiner dieser Sklaven konnte eine Waffe versteckt haben; mehr als die Pflanzenblätter, die sich in Kaladins Gürtel befanden, war unmöglich zu verbergen. Aber alte Instinkte ließen sich nicht so leicht verbannen, daher beobachtete Kaladin die Hand genau.

»Ich habe gehört, wie sich die Wachen unterhalten haben«, fuhr der Sklave fort und rutschte noch ein wenig näher. Er litt an einem Muskelzucken, weswegen er allzu oft blinzelte. »Sie haben gesagt, dass du schon früher versucht hast zu entkommen. Und du *bist* auch früher schon entkommen.«

Darauf gab Kaladin keine Antwort.

»Sieh mal«, sagte der Sklave, holte die Hand unter den Fetzen hervor und enthüllte eine Schale mit Brei. Sie war halb-voll. »Nimm mich beim nächsten Mal mit«, flüsterte er. »Dafür

gebe ich dir das hier. Die Hälfte meines Essens von jetzt bis zu unserer Flucht. Bitte.« Während er noch redete, zog er einige Hungersprengsel an. Sie sahen wie braune Fliegen aus und umflirrten den Kopf des Mannes; sie waren so klein, dass sie kaum zu erkennen waren.

Kaladin wandte sich ab und blickte auf die endlosen Hügel und das wogende Gras darauf. Er steckte einen Arm durch die Gitterstäbe und stützte den Kopf darauf, während seine Beine noch draußen herunterhingen.

»Also?«, fragte der Sklave.

»Du bist ein Idiot. Wenn du mir die Hälfte deines Essens gibst, wirst du zu schwach sein, falls ich tatsächlich fliehen sollte. Doch das werde ich nicht tun. Es funktioniert nicht.«

»Aber ...«

»Zehnmals«, flüsterte Kaladin. »Zehn Fluchtversuche in acht Monaten und bei fünf verschiedenen Herren. Und wie viele davon waren erfolgreich?«

»Also ... ich meine ... du bist noch immer hier ...«

Acht Monate. Acht Monate als Sklave, acht Monate Brei und Schläge. Es wirkte wie eine Ewigkeit. Er erinnerte sich kaum mehr an die Armee. »Als Sklave kannst du dich nicht verstecken«, sagte Kaladin. »Nicht mit diesem Brandzeichen auf der Stirn. O ja, ich bin ein paarmal entwischt. Aber sie haben mich immer wieder eingefangen. Und dann bin ich zurückgekommen.«

Früher hatten ihn die Menschen den Glücklichen genannt. Den Sturmgesegneten. Es waren Lügen gewesen. Wenn Kaladin überhaupt etwas war, dann ein Pechvogel. Soldaten waren abergläubisch, und obwohl er sich am Anfang gegen diese Denkweise gewehrt hatte, war es immer schwerer geworden, dagegen anzukämpfen. Jede Person, die er jemals zu beschützen versucht hatte, war am Ende gestorben. Immer und immer wieder. Und jetzt war er hier und befand sich in einer noch schlechteren Lage als zu Beginn. Da war es besser, kei-

nen Widerstand zu leisten. Dies hier war sein Los, und er konnte nichts dagegen tun.

In diesem Gedanken lagen eine gewisse Macht und Freiheit. Die Freiheit, sich nicht kümmern zu müssen.

Endlich begriff der Sklave, dass Kaladin nichts mehr sagen wollte, und so zog er sich zurück und aß seinen Brei. Die Karren rollten weiter, die grünen Wiesen erstreckten sich in alle Richtungen. Doch das Gebiet unmittelbar um die klappernden Wagen herum war kahl. Wenn sie sich näherten, zog sich das Gras zurück; jeder einzelne Halm verschwand in einem winzigen Loch im Steinboden. Nachdem die Wagen vorbeigezogen waren, kam das Gras wieder furchtsam zum Vorschein und streckte die Halme in die Luft. Und so schien es, als ob die Käfige auf einer glatten Steinstraße, die gerade für sie angelegt worden war, dahinführen.

So tief in den Unbeanspruchten Bergen waren die Großstürme unglaublich mächtig. Die Pflanzen hatten gelernt, wie sie überleben konnten. Das musste man selbst ebenfalls tun: zu überleben lernen. Sich stählen und gegen den Sturm stemmen.

Kaladin fing den Gestank eines weiteren schwitzenden, ungewaschenen Körpers auf und hörte das Geräusch schlurfender Füße. Misstrauisch blickte er zur Seite und erwartete, wieder denselben Sklaven zu sehen.

Doch diesmal war es ein anderer Mann. Er hatte einen langen schwarzen Bart, der mit Dreck und Essensresten verklebt war. Kaladin trug seinen eigenen Bart kürzer und erlaubte es Tvlakvs Söldnern von Zeit zu Zeit, ihn abzuschneiden. Wie Kaladin trug auch dieser Sklave die Überreste eines braunen Sacks, der mit einer Kordel zusammengebunden war. Und er war natürlich dunkeläugig – vielleicht war es auch ein tiefes Grün, aber bei Dunkelaugen war das nur schwer zu erkennen. Ihre Augen wirkten immer so lange braun oder schwarz, bis man sie im richtigen Licht sah.

Der Neue wich sofort zurück und hob die Hände. An der einen Hand hatte er einen Ausschlag; die Haut hatte ein wenig Farbe verloren. Vermutlich näherte er sich, weil er gesehen hatte, dass Kaladin mit dem anderen Mann gesprochen hatte. Seit dem ersten Tag hatten die Sklaven Angst vor ihm gehabt, aber sie waren offensichtlich auch neugierig.

Kaladin seufzte und wandte sich ab. Zögernd setzte sich der Sklave. »Darf ich dich fragen, wie du zum Sklaven geworden bist, mein Freund? Das frage ich mich nämlich schon. Das fragen wir uns alle.«

Dem Akzent und dem dunklen Haar nach zu urteilen war dieser Mann ein Alethi, so wie Kaladin. Die meisten Sklaven waren Alethi. Kaladin gab keine Antwort.

»Also, ich habe eine Chull-Herde gestohlen«, erklärte der Mann. Er hatte eine heisere Stimme, die sich wie raschelndes Papier anhörte. »Wenn ich nur ein einziges Chull genommen hätte, wäre ich wohl bloß geschlagen worden. Aber es war eine ganze Herde. Siebzehn Stück ...« Er kicherte in sich hinein und bewunderte seinen eigenen Wagemut.

In der gegenüberliegenden Ecke des Wagens hustete wieder jemand. Selbst für Sklaven waren diese Männer ein erbärmlicher Haufen: schwach, krank und unterernährt. Einige waren wie Kaladin mehrfach geflohen, auch wenn Kaladin der Einzige mit einem *Schasch*-Brandzeichen auf der Stirn war. Sie waren die Wertlosesten aus der Kaste der Wertlosen und zu einem Spottpreis eingekauft worden. Vermutlich sollten sie an einem fernen Ort wieder verkauft werden, dort, wo unbedingt Arbeitskräfte gebraucht wurden. Es gab eine Menge kleiner, unabhängiger Städte am Rande der Unbeanspruchten Berge, in denen die Vorin-Gesetze zum Halten von Sklaven bloß ein fernes Gerücht waren.

Diese Gegenden waren gefährlich, denn sie wurden von niemandem regiert. Indem Tvlakv durch das offene Land reiste und sich von den bekannten Handelsrouten fernhielt, konnte

er unbeschäftigten Söldnern durchaus in die Arme laufen. Das waren Männer, die keine Ehre kannten und keine Angst davor hatten, einen Sklavenmeister nebst dessen Sklaven zu töten, nur um ein paar Chulle und Wagen zu stehlen.

Männer ohne Ehre. Wo waren die Männer, die noch Ehre hatten? Gab es sie überhaupt?

Nein, dachte Kaladin. *Die Ehre ist vor acht Monaten gestorben.*

»Also?«, fragte der Mann mit dem verfilzten Bart. »Warum bist du zum Sklaven geworden?«

Kaladin hob wieder den Arm gegen die Stäbe. »Wie bist du gefangen worden?«

»Das war eine seltsame Sache«, sagte der Mann. Kaladin hatte seine Frage nicht beantwortet, aber er hatte wenigstens etwas gesagt. Das schien dem anderen zu reichen. »Es war natürlich eine Frau. Ich hätte wissen müssen, dass sie mich verkaufen wird.«

»Du hättest keine Chulle stehlen sollen. Sie sind zu langsam. Pferde wären besser gewesen.«

Der Mann lachte unbändig. »Pferde? Hältst du mich etwa für verrückt? Wenn ich *dabei* erwischt worden wäre, hätte man mich doch aufgehängt. Die Chulle haben wenigstens nur zu einem Sklavenzeichen geführt.«

Kaladin warf einen Blick zur Seite. Das Stirnzeichen des Mannes war älter als das von Kaladin, und die Haut um die Narbe herum war verblasst. Was bedeutete dieses Glyphenpaar? »*Sas Morom*«, sagte Kaladin. Das war das Gebiet des Großprinzen, in dem der Mann gebrandmarkt worden war.

Der Mann blickte entsetzt auf. »He! Du kennst diese Glyphen?« Einige Sklaven regten sich angesichts einer solchen Seltsamkeit. »Du musst eine bessere Geschichte haben, als ich gedacht hatte, mein Freund.«

Kaladin schaute hinaus auf das Gras, das in einer milden Brise wogte. Wann immer der Wind auffrischte, zogen sich

Stunden später hockte Kaladin noch immer an der gleichen Stelle und betastete müßig die Glyphen an seiner Stirn. Sie waren sein Leben, tagein und tagaus, während er in diesem verfluchten Wagen reiste.

Seine ersten Brandwunden waren schon seit langem geheilt, aber die Haut um das *Schasch*-Zeichen sah noch rot aus, gereizt und verschorft. Sie klopfte beinahe wie ein zweites Herz und schmerzte noch schlimmer als die Brandwunde, die er als Kind davongetragen hatte, weil er den Henkel eines heißen Topfs angefasst hatte.

Die Lektionen, die ihm sein Vater zur Behandlung von Brandwunden eingebleut hatte, kamen ihm wieder in den Sinn. Trage eine Salbe auf, damit sich die Wunde nicht entzündet, und wasch sie mindestens einmal täglich aus. Diese Erinnerungen waren aber kein Trost, sondern ein Ärgernis. Er besaß weder Vierblattsaft noch Listeröl, ja er hatte nicht einmal Wasser zum Waschen.

Die Bereiche der Wunde, die verschorft waren, zogen an seiner Haut. Seine Stirn fühlte sich dadurch gespannt an. Er hielt es kaum einige Minuten aus, ohne sich zu kratzen und die Wunde damit wieder zu reizen. Er hatte sich daran gewöhnt, sie zu betasten und die Blutstriemen wegzuwischen, die aus den Hautrissen drangen; sein rechter Unterarm war inzwischen blutbeschmiert. Wenn er einen Spiegel gehabt hätte, hätte er vermutlich winzige rote Fäulnissprengsel gesehen, die sich um die Wunde sammelten.

Im Westen ging die Sonne unter, aber die Wagen rollten immer weiter. Der violette Mond Salas spähte im Osten über den Horizont und schien zuerst noch zu zögern, so als wollte er sich vergewissern, dass die Sonne wirklich verschwunden war. Es war eine klare Nacht, und hoch droben zitterten die Sterne. Talns Wunde – ein Schwaden aus tiefroten Sternen, der sich kraftvoll von den glitzernden weißen abhob – stand zu dieser Jahreszeit hoch am Himmel.

Der Sklave, der vorhin gehustet hatte, hustete jetzt wieder. Es war ein feuchtes, abgehacktes Husten. Früher hätte sich Kaladin sofort um ihn gekümmert, aber etwas in ihm hatte sich inzwischen verändert. So viele Menschen, denen er zu helfen versucht hatte, waren gestorben. Absurderweise erschien es ihm, als ob der Mann ohne seine Einmischung besser dran gewesen wäre. Nachdem er zuerst Tien, dann Dallet und seine Einheit und schließlich auch zehn Sklavengruppen hintereinander enttäuscht hatte, fiel es ihm schwer, den Willen zum Handeln noch einmal zu finden.

Zwei Stunden nach Mondaufgang befahl Tvlakv endlich anzuhalten. Seine beiden rohen Söldner kletterten von ihren Plätzen auf den Wagen und machten sich daran, ein kleines Feuer zu entzünden. Der schlaksige Taran – der Dienerjunge – kümmerte sich um die Chulle. Die gewaltigen Schalentiere waren fast so groß wie die Wagen. Sie ließen sich nieder und zogen sich mit Klauen voller Korn für die Nacht in ihre Schalen zurück. Bald waren sie nur noch drei Haufen in der Finsternis und kaum von den Felsbrocken zu unterscheiden. Schließlich untersuchte Tvlakv einen Sklaven nach dem anderen, gab jedem eine Schöpfkelle voll Wasser und vergewisserte sich, dass seine Erwerbungen gesund waren – oder zumindest so gesund, wie man es bei diesem armseligen Haufen erwarten durfte.

Tvlakv begann mit dem ersten Wagen, und Kaladin, der noch auf dem Boden saß, steckte die Finger in den behelfsmäßigen Gürtel und tastete nach den steifen, getrockneten Blättern, die er dort versteckt hatte. Sie knisterten beruhigend und rieben gegen seine Haut. Er wusste noch nicht, was er mit ihnen machen würde. Aus einer Laune heraus hatte er sie gepackt, als ihm einmal erlaubt worden war, den Wagen zu verlassen und die Beine auszustrecken. Er bezweifelte, dass irgendjemand in der Karawane Schwarzwurzelblätter erkannte – schmale Blätter mit drei Zacken. Daher war es kein großes Risiko gewesen.

Geistesabwesend rieb er die Blätter zwischen Zeigefinger und Handfläche. Sie mussten erst trocknen, bevor sie ihre volle Kraft erhielten. Warum hatte er sie überhaupt mitgenommen? Wollte er sie Tvlakv verabreichen und auf diese Weise Rache üben? Oder waren sie für den Notfall, falls alles zu schlimm und unerträglich wurde?

Ich bin doch wohl noch nicht so tief gefallen, dachte er. Es war eher sein Instinkt, der immer dann zur Beschaffung einer Waffe riet, wenn Kaladin eine sah, wie ungewöhnlich sie auch sein mochte. Die Landschaft lag in tiefer Dunkelheit. Salas war der kleinste und schwächste der Monde, und auch wenn seine violette Farbe zahllose Dichter inspiriert hatte, sein Licht reichte kaum aus, um die Hand vor den Augen zu sehen.

»Oh«, sagte eine sanfte weibliche Stimme. »Was ist das denn?«

Eine durchscheinende Gestalt – kaum eine Handspanne groß – spähte neben Kaladin über den Rand des Käfigbodens. Sie kletterte in den Wagen hinein, als ersteige sie ein Hochplateau. Das Windsprengsel hatte nun die Gestalt einer jungen Frau mit einem kantigen Gesicht angenommen – größere Spengsel konnten Größe und Gestalt verändern. Ihr fließendes Haar wurde hinter ihrem Kopf zu Nebel. Sie – Kaladin konnte dieses Windsprengsel nämlich nur als weiblich betrachten – war aus blassen Blau- und Weißtönen geformt und trug ein einfaches, weiß fließendes Kleid von mädchenhaftem Schnitt, das ihr bis zu den Waden reichte. Wie die Haare, so wurde nun auch das Kleid am Saum zu Nebel. Füße, Hände und Gesicht waren deutlich zu erkennen, und sie hatte die Hüften und Brüste einer schlanken Frau.

Kaladin sah den Geist fragend an. Sprengsel waren ja überall; sie blieben lediglich die meiste Zeit unbeachtet. Doch dieses hier stellte eine Seltsamkeit dar. Das Windsprengsel stieg in die Luft, als schritte es eine unsichtbare Treppe hoch. Die kleine Frauengestalt erreichte eine Höhe, von der aus sie auf Kaladins Hand schauen konnte. Er schloss die Finger um die

schwarzen Blätter. Sie ging in einem Kreis um seine Faust herum. Obwohl sie wie ein Nachbild glimmerte, das sich einstellte, wenn man in die Sonne geschaut hatte, ging kein wirkliches Licht von ihrer Gestalt aus.

Sie beugte sich herunter und betrachtete seine Hand aus verschiedenen Blickwinkeln: wie ein Kind, das eine versteckte Süßigkeit erwartete. »Was ist das?« Ihre Stimme war nur ein Flüstern. »Du kannst es mir zeigen. Ich werde es niemandem verraten. Ist das ein Schatz? Hast du ein Stück vom Nachtmantel abgeschnitten und es eingesteckt? Oder ist es das Herz eines Käfers, so winzig und doch so mächtig?«

Er sagte nichts, und das brachte die Geisterfrau zum Schmolzen. Sie glitt nach oben, schwebte in der Luft, obwohl sie keine Flügel hatte, und sah ihm in die Augen. »Kaladin, warum beachtest du mich nie?«

Kaladin zuckte zusammen. »Was hast du da gesagt?«

Sie lächelte schelmisch, hüpfte fort, und ihre Gestalt wurde zu einem langen Band aus bläulich weißem Licht. Sie schoss zwischen den Stäben hindurch, drehte und verzerrte sich in der Luft wie ein Stofffetzen, der im Wind flatterte, und flog schließlich unter den Wagen.

»Der Sturm möge dich holen!«, rief Kaladin und sprang auf die Beine. »Geist! Was hast du gesagt? Wiederhole das!« Sprengsel nannten die Menschen nicht beim Namen. Sprengsel besaßen kaum Intelligenz. Die größeren – die Windsprengsel und die Luftsprengsel – konnten zwar Stimmen und Mienen nachahmen, aber sie hatten doch keinen richtigen Verstand. Sie konnten nicht ...

»Hat jemand von euch das gehört?«, fragte Kaladin die anderen Insassen des Käfigs. Die Decke war gerade so hoch, dass er darin stehen konnte. Die anderen lagen auf dem Boden und erwarteten ihre Wasserration. Außer einigem Gemurmel, er möge doch ruhig sein, und einem Hustenanfall des kranken Mannes in der Ecke erhielt er keine Antwort. Selbst Kala-

dins *Freund* von vorhin beachtete ihn nicht. Der Mann starrte benommen auf seine Füße und bewegte rhythmisch die Zehen.

Vielleicht hatten sie das Sprengsel gar nicht gesehen. Viele der größeren waren nur für die Personen sichtbar, die von ihnen gequält wurden. Kaladin setzte sich wieder auf den Boden des Wagens und ließ die Beine heraushängen. Das Windsprengsel hatte seinen Namen genannt, aber unzweifelhaft hatte es wohl nur das wiederholt, was es vorher schon gehört haben mochte. Jedoch ... keiner der Männer im Käfig kannte ja seinen Namen.

Vielleicht werde ich allmählich doch verrückt, dachte Kaladin. *Ich sehe Dinge, die gar nicht da sind. Und ich höre Stimmen.*

Er holte tief Luft und öffnete die Hand. Die Blätter darin waren zerbrochen und zerquetscht. Er musste sie unbedingt wieder einstecken, damit er nicht ...

»Diese Blätter sehen interessant aus«, sagte dieselbe weibliche Stimme wie vorhin. »Du magst sie doch sehr, nicht wahr?«

Kaladin fuhr zusammen und blickte zur Seite. Das Windsprengsel stand in der Luft unmittelbar neben seinem Kopf; sein weißes Kleid kräuselte sich in einer Brise, die Kaladin nicht spürte.

»Woher kennst du meinen Namen?«, wollte er wissen.

Die Geisterfrau gab keine Antwort. Sie ging durch die Luft zu den Gitterstäben hinüber, steckte den Kopf hindurch und sah zu, wie der Sklavenhändler Tvlakv den letzten Sklaven im ersten Wagen etwas zu trinken gab. Dann sah sie wieder Kaladin an. »Warum kämpfst du nicht? Das hast du doch früher auch getan. Aber jetzt hast du damit aufgehört.«

»Was geht dich das an, Geist?«

Sie hielt den Kopf schräg. »Ich weiß nicht«, sagte sie, als wäre sie überrascht von sich selbst. »Aber es ist mir nicht gleichgültig. Ist das nicht komisch?«

Das war mehr als komisch. Was sollte er von einem Sprengsel halten, das nicht nur seinen Namen nannte, sondern sich

sogar an Dinge zu erinnern schien, die er vor vielen Wochen getan hatte?

»Weißt du, Menschen essen keine Blätter, Kaladin«, sagte die Geistfrau und verschränkte die durchscheinenden Arme. Dann neigte sie wieder den Kopf. »Oder etwa doch? Ich weiß es nicht mehr. Ihr seid so seltsam. Manche Dinge steckt ihr euch in den Mund, und anderes quillt aus euch heraus, wenn ihr glaubt, dass euch niemand zusieht.«

»Woher kennst du meinen Namen?«, flüsterte er.

»Woher kennst *du* ihn?«

»Ich kenne ihn, weil ... er mir gehört. Meine Eltern haben ihn mir gegeben. Ich weiß nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte sie und nickte, als hätte sie soeben ein wichtiges Streitgespräch für sich entschieden.

»Gut«, meinte er. »Aber warum benutzt du meinen Namen?«

»Weil es höflich ist. Und du bist unhöflich.«

»Sprengsel wissen gar nicht, was das bedeutet!«

»Da hast du es wieder«, sagte sie und zeigte auf ihn. »Unhöflich.«

Kaladin blinzelte. Er war weit entfernt von dem Ort, an dem er aufgewachsen war, er schritt über fremden Stein und aß fremdes Essen. Vielleicht waren die Sprengsel, die hier lebten, anders als die bei ihm zu Hause.

»Warum kämpfst du nicht?«, fragte die kleine Geisterfrau, während sie sich auf seine Beine setzte und ihm ins Gesicht sah. Sie hatte kein Gewicht, das er spüren konnte.

»Ich kann nicht kämpfen«, sagte er leise.

»Aber du hast es doch früher getan.«

Er schloss die Augen und lehnte den Kopf gegen die Gitterstäbe. »Ich bin so müde.« Damit meinte er aber keine körperliche Müdigkeit, auch wenn acht Monate der Unterernährung ihm viel von der Kraft genommen haben mochten, die er im Krieg aufgebaut hatte. Er *fühlte* sich müde. Auch wenn er genug Schlaf bekam. Auch an jenen seltenen Tagen, an denen

er nicht hungrig und steif von den Schlägen war und auch nicht fror. So müde ...

»Du bist auch früher schon müde gewesen.«

»Ich habe versagt, Geist«, erwiderte er und schloss die Augen.

»Musst du mich so quälen?«

Sie alle waren tot. Cenn und Dallet, und davor schon Tukks und die Nehmer. Und davor Tien. Und davor hatte Blut an seinen Händen geklebt, und dann war da der Leichnam eines jungen Mädchens mit blasser Haut gewesen.

Einige der Sklaven in seiner Nähe murmelten; vermutlich glaubten sie, er sei verrückt. Jeder konnte mit einem Sprengsel in seiner Begleitung enden, aber man lernte früh, dass es sinnlos war, mit ihnen zu reden. War er denn wirklich verrückt? Vielleicht sollte er sich das wünschen, denn der Wahnsinn war eine Möglichkeit der Flucht vor den Qualen. Doch dieser Gedanke entsetzte ihn.

Er öffnete die Augen. Tvlakv kam mit seinem Wasserkübel endlich zu Kaladins Wagen. Der untersetzte braunäugige Mann hinkte leicht; möglicherweise hatte er sich irgendwann einmal das Bein gebrochen. Er war ein Thaylener, und alle Thaylen-Männer trugen weiße Bärte – gleichgültig wie alt sie waren oder welche Farbe ihr Haupthaar haben mochte –, und auch ihre dichten und sehr langen Augenbrauen waren weiß. Dieser Thaylener hatte sie bis hinter die Ohren zurückgekämmt, wodurch es so schien, als hätte er zwei weiße Strähnen in dem sonst schwarzen Haar.

Seine Kleidung – eine schwarz und rot gestreifte Hose und ein dunkelblauer Pullover, der zur Farbe seiner gehäkelten Kappe passte – war einmal sehr elegant gewesen, doch jetzt wirkte sie eher zerschlissen. War er früher einmal etwas anderes als ein Sklavenhändler gewesen? Dieses Leben – das andauernde Kaufen und Verkaufen von menschlichem Fleisch – hatte große Auswirkungen. Es erschöpfte die Seele, auch wenn es die Geldbörse füllte.

Tvlakv hielt Abstand von Kaladin und trug seine Öllampe zu dem hustenden Sklaven im vorderen Teil des Käfigs hinüber. Dann rief er nach seinen Söldnern. Bluth – Kaladin wusste nicht, warum er sich die Mühe gemacht hatte, ihre Namen zu behalten – kam herbei. Tvlakv redete leise mit ihm und deutete auf den Sklaven. Bluth nickte; sein steinähnliches Gesicht lag im Schatten des Lampenlichts. Er zog seine Keule aus dem Gürtel.

Das Windsprengsel nahm die Gestalt eines weißen Bandes an und huschte zu dem Kranken hinüber. Es drehte und wand sich mehrmals, bevor es auf dem Boden landete und wieder zu einer jungen Frau wurde. Sie beugte sich vor und betrachtete den Mann wie ein neugieriges Kind.

Kaladin wandte sich ab und schloss die Augen wieder, hörte aber noch immer das Husten. In seinem Kopf sagte die ruhige, klare Stimme seines Vaters: *Wenn du einen Presshusten heilen willst, dann musst du jeden Tag zwei Handvoll pulverisierten Blutefeu zu dir nehmen. Wenn du keinen hast, musst du dem Patienten zumindest genug Flüssigkeit geben, am besten mit darin aufgelöstem Zucker. Solange der Patient nicht austrocknet, wird er wahrscheinlich überleben. Diese Krankheit klingt aber schlimmer, als sie in Wirklichkeit ist.*

Wird er wahrscheinlich überleben ...

Das Husten ging weiter. Jemand öffnete die Käfigtür. Wussten sie, wie sie dem Mann helfen konnten? Es war ein so einfaches Mittel. Gebt ihm Wasser, dann wird er überleben.

Es spielte keine Rolle. Er sollte sich nicht einmischen.

Männer starben auf dem Schlachtfeld. Ein jugendliches Gesicht, so vertraut und geschätzt, sah Kaladin an und bat um Rettung. Eine Schwertwunde in einem Hals. Ein Splitterträger, der durch Amarams Reihen geprescht war.

Blut. Tod. Versagen. Schmerz.

Und die Stimme seines Vaters. *Kannst du ihn wirklich zurücklassen, mein Sohn? Kannst du ihn sterben lassen, obwohl du ihm hättest helfen können?*

Sturmverdammt!

»Halt!«, rief Kaladin und stand auf.

Die anderen Sklaven krochen zurück. Bluth sprang auf, schlug die Käfigtür zu und hob seine Keule. Tvlakv ging hinter dem Söldner in Deckung.

Kaladin holte tief Luft, schloss die eine Hand um die Blätter und hob die andere an seinen Kopf, wo er sich einen Blutstriemen abwischte. Er durchquerte den kleinen Käfig; seine nackten Füße verursachten auf dem Boden dumpfe Geräusche. Bluth sah mit finsterner Miene zu, wie sich Kaladin neben den Kranken kniete. Das flackernde Licht beleuchtete ein langes, ausgemergeltes Gesicht und beinahe blutleere Lippen. Der Mann hatte grünlichen und festen Schleim ausgehustet. Kaladin fühlte am Hals des Mannes nach einer Schwellung und untersuchte dann die dunkelbraunen Augen.

»Das heißt Presshusten«, sagte Kaladin. »Er wird überleben, wenn ihr ihm etwa fünf Tage lang alle zwei Stunden eine zusätzliche Kelle Wasser gebt. Ihr müsst es ihm einflößen. Versetzt es mit Zucker, falls ihr welchen habt.«

Bluth kratzte sich am breiten Kinn und sah den kleineren Sklaventreiber an.

»Hol ihn heraus«, befahl Tvlakv.

Der verwundete Sklave erwachte, als Bluth den Käfig wieder aufsperrte. Der Söldner trieb Kaladin mit seiner Keule zurück, und Kaladin gehorchte widerwillig. Nachdem Bluth seine Keule weggesteckt hatte, packte er den Sklaven unter den Armen und zog ihn nach draußen, während er Kaladin nervös im Auge behielt. Bei Kaladins letztem fehlgeschlagenem Fluchtversuch hatte er die Unterstützung von zwanzig bewaffneten Sklaven gehabt. Dafür hätte ihn sein Herr hinrichten lassen können, aber er war der Meinung gewesen, Kaladin sei *faszinierend*, hatte ihn mit einem *Schasch* gebrandmarkt und für einen lächerlich niedrigen Betrag verkauft.

Es schien immer einen Grund zu geben, warum Kaladin überlebte, während die, denen er zu helfen versuchte, starben. Einige Menschen mochten dies als Segen betrachten, aber er selbst nannte es eher eine Art Folter. Er hatte einige Zeit bei seinem letzten Herrn verbracht und sich oft mit einem Sklaven aus dem Westen unterhalten, einem Selay, der über die Alte Magie aus den Legenden seines Volkes gesprochen hatte und über deren Fähigkeit, Menschen zu verfluchen. War es vielleicht das, was mit Kaladin geschah?

Rede dir keinen solchen Unsinn ein, sagte er sich.

Die Käfigtür wurde zugeworfen und verriegelt. Die Käfige waren nötig, denn Tvlakv musste seine Erwerbungen vor den Großstürmen schützen. Die Käfige hatten hölzerne Wände, die während der heftigen Winde eingesetzt werden konnten.

Bluth schleppte den Sklaven zum Feuer hinüber, neben das Wasserfass. Kaladin spürte, wie er sich entspannte. *Na bitte, sagte er zu sich selbst. Vielleicht kannst du doch noch helfen. Vielleicht ist es noch immer sinnvoll, sich um andere zu kümmern.*

Kaladin öffnete die Hand und blickte auf die zerbröckelten schwarzen Blätter darin. Er brauchte sie nicht. Es wäre nicht nur schwierig, sondern auch sinnlos, sie in Tvlakvs Trinkbecher zu schmuggeln. Wollte er den Sklavenhändler wirklich tot sehen? Was würde das nützen?

Ein leises Knacken drang durch die Luft, gefolgt von einem zweiten, dumpferen, als hätte jemand einen Sack mit Getreide fallen gelassen. Kaladin hob ruckartig den Kopf und schaute dorthin, wo Bluth den kranken Sklaven abgelegt hatte. Der Söldner hob noch einmal seine Keule, schlug zu, und dann ertönte ein Krachen, als sie auf den Schädel des Sklaven traf.

Der Sklave hatte weder einen Schmerzensschrei ausgestoßen noch protestiert. Sein Körper brach in der Finsternis zusammen. Bluth hob ihn nachlässig auf und warf ihn sich über die Schulter.

»Nein!«, rief Kaladin, sprang quer durch den Käfig und schlug mit den Händen gegen die Stäbe.

Tvlakv stand vor dem Feuer und wärmte sich.

»Sturmverdammst siehst du!«, schrie Kaladin. »Er hätte überleben können, du Bastard!«

Tvlakv warf ihm einen Blick zu. Dann kam der Sklavenhändler langsam zu ihm herüber und richtete die dunkelblaue Kappe auf seinem Kopf. »Er hätte euch alle angesteckt.« Er sprach mit leichtem Akzent, rammte die Worte ineinander und betonte die einzelnen Silben nicht richtig. Die Thayerler klangen in Kaladins Ohren immer so, als würden sie murmeln. »Ich will nicht einen ganzen Wagen wegen eines einzelnen Mannes verlieren.«

»Er war nicht mehr ansteckend!«, sagte Kaladin und prügelte mit den Fäusten wieder auf den Käfig ein. »Wenn sich jemand von uns angesteckt hätte, dann wäre es schon lange passiert.«

»Hoffentlich stimmt das. Ich glaube nicht, dass er noch zu retten war.«

»Ich habe dir gesagt, dass das nicht stimmt!«

»Hätte ich dir etwa glauben sollen, Fahnenflüchtiger?«, fragte Tvlakv belustigt. »Einem Mann, in dessen Augen der Hass brennt? Du würdest mich töten, wenn du könntest.« Er zuckte die Schultern. »Aber das ist mir gleich, solange du noch stark bist, wenn die Zeit gekommen ist, dich zu verkaufen. Du solltest mich dafür segnen, dass ich dich vor der Krankheit dieses Mannes bewahrt habe.«

»Ich werde deinen Grabhügel segnen, nachdem ich ihn selbst errichtet habe«, erwiderte Kaladin.

Tvlakv lächelte und ging zum Feuer zurück. »Erhalte dir deine Wut, Fahnenflüchtiger, und auch deine Kraft. Sie wird sich bei unserer Ankunft für mich auszahlen.«

Nicht, wenn du sie nicht mehr erlebst, dachte Kaladin. Tvlakv erhitzte immer den Rest des Wassers, das er für die Sklaven

benutzte. Er kochte sich Tee damit und hängte den Kübel dafür über das Feuer. Wenn Kaladin dafür sorgte, dass er als Letzter Wasser bekam und die gemahlene Blätter hineinwarf ...

Kaladin erstarrte und sah auf seine Hände hinunter. In seiner Wut hatte er vergessen, dass er die Schwarzwurzel herausgeholt hatte. Er hatte sie verloren, als er mit den Händen gegen die Stäbe gehämmert hatte. Nur noch wenige Reste klebten an seinen Handflächen; sie reichten nicht aus, um etwas zu bewirken.

Er drehte sich rasch um und blickte hinter sich. Der Boden des Käfigs war schmutzig und mit Ruß überzogen. Wenn die getrockneten Blätter dorthin gefallen waren, gab es keine Möglichkeit mehr für ihn, sie einzusammeln. Plötzlich frischte der Wind auf und blies Staub, Dreck und Krumen aus dem Wagen und in die Nacht hinein.

Selbst hierbei hatte Kaladin versagt.

Er sank auf den Boden, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Gitterstäbe und senkte den Kopf. Er war besiegt. Dieses verfluchte Windsprengsel schoss noch immer um ihn herum. Doch es wirkte verwirrt.

Kharbranth erschien gewaltig. Die Stadt war an einem steilen Hang erbaut und wie ein Keil geformt, als wäre sie in eine breite Spalte gesetzt worden, deren offenes Ende zum Meer hin wies. Die Häuser waren klotzig, hatten breite Fenster und schienen aus einer Art Lehm errichtet zu sein – vielleicht aus Krem? Sie waren mit hellen Farben bemalt, meist mit Rot oder Orange, gelegentlich auch mit Blau oder Gelb.

Sie hörte bereits die Glocken, die mit ihren reinen Stimmen im Wind schlugen. Schallan musste den Kopf recken, wenn sie zum höchstgelegenen Rand der Stadt blicken wollte: Kharbranth türmte sich wie ein Berg über ihr auf. Wie viele Menschen mochten an einem Ort wie diesem leben? Tausende? Zehntausende? Sie erzitterte wieder – war eingeschüchtert und doch freudig erregt –, sah genau hin und speicherte das Bild der Stadt in ihrem Gedächtnis ab.

Seeleute eilten umher. Die *Windesvergnügen* war ein schmales Schiff mit nur einem Segel und kaum groß genug für Schallan, den Kapitän, dessen Frau und das halbe Dutzend Matrosen. Zuerst war es ihr so winzig erschienen, doch Kapitän Tozbek war ein ruhiger und vorsichtiger Mensch und ein ausgezeichneter Seemann, auch wenn er Heide war. Er hatte das Schiff besonnen an der Küste entlanggeführt und immer eine geschützte Bucht gefunden, in der sie die Großstürme abwarten konnten.

Der Kapitän überwachte die Arbeit, während die Männer das Schiff vertäuten. Tozbek war ein kleiner Mann, nicht größer als Schallan, und er hatte seine langen weißen Thaylen-Augenbrauen zu seltsamen Stacheln hochgekämmt. Es war, als hätte er über den Augen zwei schwenkende Fächer, die jeweils etwa einen Fuß lang waren. Er trug eine einfache gehäkelte Kappe und einen schwarzen Mantel mit silbernen Knöpfen. Sie hatte vermutet, dass er die Narbe am Kinn in einer wilden Seeschlacht gegen Piraten erhalten hatte, doch am vergangenen Tag hatte sie zu ihrer Enttäuschung erfahren, dass

sie durch ein loses Tau während eines Sturmes verursacht worden war.

Seine Frau Aschlv schritt bereits über die Planke an Land und wollte das Schiff sofort registrieren lassen. Der Kapitän bemerkte, dass ihm Schallan bei der Arbeit zusah und kam zu ihr herüber. Er stand in einer Geschäftsbeziehung zu ihrer Familie und genoss schon seit langem das Vertrauen ihres Vaters. Das war auch gut, denn der Plan, den sie und ihre Brüder entwickelt hatten, sah nicht vor, dass sie eine Zofe oder ein Kammermädchen mitnahm.

Dieser Plan machte Schallan nervös. Sehr, *sehr* nervös. Sie hasste es, heucheln zu müssen. Aber die finanzielle Lage ihres Hauses ... Sie brauchten entweder eine gewaltige Unterstützung in Form von Geld oder einen wesentlichen Vorteil in der örtlichen Veden-Politik. Sonst aber würde dies ihr letztes Jahr sein.

Alles der Reihe nach, dachte Schallan und zwang sich zur Ruhe. *Ich muss Jasnah Kholin finden. Vorausgesetzt, sie ist nicht schon wieder verschwunden.*

»Ich habe einen Jungen wegen Eurer Nachfrage losgeschickt, Hellheit«, sagte Tozbek. »Wenn die Prinzessin noch hier ist, werden wir es bald wissen.«

Schallan nickte dankbar und hielt noch immer ihren Skizzenblock an sich gepresst. Da draußen in der Stadt gab es *überall* Menschen. Einige trugen vertraute Kleidung – Hosen und Hemden, die bei den Männern vor der Brust geknöpft waren, sowie Röcke und farbenfrohe Blusen für die Frauen. Diese könnten aus ihrer Heimat Jah Keved stammen. Aber Kharbranth war eine freie Stadt. Als kleiner, politisch unsicherer Stadtstaat besaß es nur ein winziges Staatsgebiet, hatte aber seine Docks für alle Schiffe geöffnet, die hier vorbeikamen. Und es wurden keinerlei Fragen nach Nationalität und sozialem Stand gestellt. Die Menschen strömten regelrecht hierher.

Das bedeutete, dass viele Personen, die sie sah, äußerst exotisch waren. Die langen, aus nur einem Tuch bestehenden Kaftane deuteten auf Männer und Frauen aus Taschikk hin, das weit im Westen lag. Die langen Mäntel, die bis zu den Fußknöcheln reichten, vorn aber so offen wie Umhänge waren ... woher kamen sie noch? Selten hatte sie so viele Parscher gesehen wie hier im Hafen; sie trugen Lasten auf dem Rücken hin und her. Wie die Parscher, die ihrem Vater gehörten, waren auch diese stämmig und dickgliedrig und hatten die gleiche seltsam marmorierte Haut; einige Abschnitte waren blass oder schwarz, andere wiederum dunkelrot. Jeder Parscher hatte ein einzigartiges Muster.

Nachdem sie Jasnah Kholin beinahe sechs Monate von Stadt zu Stadt nachgejagt war, befürchtete Schallan bereits, sie würde dieser Frau niemals habhaft werden. Ging ihr die Prinzessin absichtlich aus dem Weg? Nein, das war unwahrscheinlich; Schallan war einfach so unwichtig, dass Ihre Hellheit Jasnah Kholin nicht auf sie wartete, denn schließlich war sie eine der mächtigsten Frauen der Welt. Und eine der berüchtigtsten. Sie war das einzige Mitglied eines gläubigen Königshauses, das sich offen als Häretikerin bezeichnete.

Schallan versuchte, die Angst zu unterdrücken. Wahrscheinlich würden sie erfahren, dass Jasnah bereits weitergezogen war. Die *Windesvergnügen* würde für die Nacht hier ankern, und Schallan mochte einen Preis mit dem Kapitän aushandeln – einen sehr günstigen, weil ihre Familie in Tozbeks Transportunternehmen viel Geld investiert hatte –, damit er sie in den nächsten Hafen mitnahm.

Schon vor Monaten hatte Tozbek gehofft, sie endlich loszuwerden, doch bisher hatte sie keinen Unmut bei ihm verspürt. Seine Ehre und Loyalität führten dazu, dass er ihren Bitten immer wieder entsprach. Aber seine Geduld würde nicht ewig währen, und ihr Geld ebenfalls nicht. Sie hatte bereits die Hälfte der Kugeln aufgebraucht, die sie mit auf die Reise ge-

nommen hatte. Er würde sie natürlich niemals in einer fremden Stadt aussetzen, aber er könnte mit großem Bedauern darauf beharren, sie zurück nach Vedenar zu bringen.

»Kapitän!«, rief einer der Matrosen und eilte die Planke hoch. Er trug nur eine Weste und eine locker sitzende, sackartige Hose und hatte die gebräunte Haut, die so typisch für jeden war, der andauernd in der Sonne arbeitete. »Keine Nachricht, Herr. Der Hafenbeamte sagt, dass Jasnah noch nicht abgereist ist.«

»Ha!«, sagte der Kapitän. »Die Jagd ist vorbei!«

»Den Herolden sei Dank«, sagte Schallan leise.

Der Kapitän lächelte; seine auffälligen Augenbrauen wirkten wie Lichtstreifen, die ihm aus den Augen fielen. »Es muss Euer schönes Gesicht gewesen sein, das uns diesen vorteilhaften Wind geschenkt hat. Die Windsprengsel waren von Euch entzückt, Hellheit Schallan, und haben uns deshalb hierhergeführt!«

Schallan errötete. Ihr kam eine Antwort in den Sinn, die allerdings nicht gerade angemessen war.

»Ah!«, meinte da der Kapitän und deutete auf sie. »Ich sehe, dass Ihr etwas erwidern wollt. Ich sehe es in Euren Augen, junge Dame. Spuckt es aus. Worte sind nicht dazu gedacht, im Innern des Kopfes zu bleiben. Sie sind freie Kreaturen, und wenn sie eingesperrt werden, können sie den Magen durcheinanderbringen.«

»Das ist nicht nett«, protestierte Schallan.

Tozbek stieß ein schallendes Lachen aus. »So etwas behauptet Ihr noch nach einer monatelangen Reise! Ich habe Euch doch immer wieder gesagt, dass wir Seeleute sind! Wir haben jede Höflichkeit in dem Augenblick vergessen, in dem wir ein Schiff betreten, und wir sind schon weit entfernt von jeglicher Erlösung.«

Sie lächelte. Immer wieder war sie von strengen Kindermädchen und Lehrerinnen dazu angehalten worden, den Mund

